

Deutsche Zeitung

Wochen-Ausgabe

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmair

BRASILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.

Abonnementspreis: Jährlich 12\$000. Ausland 20\$000. — Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft

Redaktion und Expedition
Rua Libero Badaró Nr. 64, 64 A - Caixa do Correio Y

Geschäftsstelle in Rio de Janeiro: Rua dos Ourives 91
I Stock, Ecke der Rua S. Pedro :: Caixa do Correio 802

Nr. 35

São Paulo, 15 Februar 1913

IX. Jahrg

Die Landwirtschaft im Staate S. Paulo unter besonderer Berücksichtigung der Viehzucht.

Landwirtschaft ohne Viehzucht ist irrationell und selbst unter dem Gesichtspunkte des Großbetriebes des Kaffeebaues betrachtet. Ganz abgesehen davon, daß der Grund und Boden einer Fazenda ohne Viehzucht nicht vollkommen ausgenutzt wird, wenn auch sonst der Kaffee im besten Stande und noch so gut bewirtschaftet ist, ermangelt der Betrieb eines seiner wichtigsten Faktoren, der Düngerproduktion bzw. der Erzielung höchster Erträge durch Ersetzung der dem Boden entzogenen Nährstoffe und besserer Ernährung der Pflanze überhaupt. Landwirtschaft ohne Düngung ist Raubbau und man kann auf die ohne Dünger hervorgebrachten Nutzpflanzen den leider in der modernen Zeit in der Volkswirtschaft so häufig zitierten Ausdruck „Unterernährung“ anwenden. Die Unterernährung muß logischerweise in der Landwirtschaft zu denselben verhängnisvollen Folgen führen wie im menschlichen Haushalt. Neben der Düngerproduktion, der indirekten Prägung wirtschaftlicher Werte, ist die Viehzucht aber auch im höchsten Grade direkt produktiv. Es erübrigt sich, hier die Viehzüchterzeugnisse namentlich aufzuführen, da sie allgemein bekannt sind. Ein eklatantes Beispiel dafür, welche hervorragende Rolle die Viehzucht in der Volkswirtschaft spielt, liefert die Fleischnot, unter der die industriellen Völker mehr oder weniger schwer zu leiden haben. In unserem Staate ist es in erster Linie der Rückständigkeit des Viehzuchtbetriebes und seiner unzulänglichen Produktion zuzuschreiben, daß das Hauptvolksnahrungsmittel, das Fleisch, im besonderen und die Lebenshaltung im allgemeinen so teuer ist.

Wirtschaftliches Prinzip eines jeden Staatswesens muß es sein, die hauptsächlichsten Nahrungsmittel möglichst selbst zu produzieren und sich dadurch vom Ausland wirtschaftlich unabhängig zu machen.

Die Statistiken der landwirtschaftlichen Produktion São Paulos zeigen, abgesehen vom Kaffee, ein bedeutendes Manko in den meisten bei der Volksernährung in Betracht kommenden Erzeugnissen, besonders aber in denen der Viehzucht.

Glücklicherweise ist der Mißstand von den leitenden amtlichen Kreisen und auch von privater Seite schon längst erkannt und man ist bemüht, Wandel zu schaffen. Die dahingehenden Bestrebungen verdienen volle Anerkennung. Sie gipfeln in der Erzeugung von mehr und billigerem Fleisch, Milch und Butter, mehr und billigerem Brot bzw. seinem Ersatz, mehr und billigerem Rohmaterial. Dabei sucht man die Kaufkraft nach Möglichkeit zu heben. Von den Folgen, wie bessere Ausnutzung der bereits der Kultur erschlossenen Gebiete, Besiedlung und Aufschließung neuer Zonen, Schaffung neuer Bevölkerungszentren sowie besserer und billigerer Lebensbedingungen, wird das wirtschaftliche und soziale Leben des Staates in jeder Weise günstig beeinflusst werden.

Der Staat verfügt innerhalb seiner heutigen Produktionsgebiete über ein gutes Bahnnetz und somit über günstige Transportchancen, was *conditio sine qua non* einer rentablen Bodenkultur ist. Er verfügt ferner über viele bedeutende Bevölkerungszentren, die für sich wieder als bedeutende lokale Absatzgebiete eine intensivere landwirtschaftliche Betätigung gestatten. Endlich besitzt der Staat einen nicht zu weit von den entlegensten Produktionsgebieten entfernten, sehr guten und ungemein günstig gelegenen Seehafen, dadurch die Verbindung mit dem Auslande herstellend. V. Thürens „Lehre vom isolierten Staate“ würde hier also sehr günstige Anwendungsmöglichkeiten finden können.

Nimmt auch heute noch die Kaffeekultur das Hauptinteresse der landwirtschaftlichen Kreise in Anspruch, so scheint doch die Phase des Indifferentismus, des schlimmsten Feindes jeglichen Fortschrittes gegenüber der Verallgemeinerung der Bodenkultur und der Viehzucht, überwunden zu sein. Fast überall ist man von der Ueberzeugung durchdrungen, daß günstige Vorbedingungen für eine Ver-

allgemeinerung des Ackerbaues und der Viehzucht vorhanden sind.

Der Glaube an ein Gelingen, d. h. ein gesunder Optimismus, ist ein äußerst wichtiger Faktor in der fortschrittlichen Entwicklung eines Neulandes und unbedingt erforderlich zur Unterstützung bzw. Förderung behördlicher Initiative. Erfreulicherweise sind überall Anfänge einer, wenn auch manchmal wenig methodischen Entwicklung des Ackerbaues und der Viehzucht zu sehen. Die natürlichen Verhältnisse, Boden und Klima mit ihren verschiedenen Produktionsmöglichkeiten, das Vorhandensein großer Gebiete mit geringer Bevölkerung und zum Teil primitivster Bodenutzung, weisen darauf hin, der Entwicklung der Gesamtlandwirtschaft, der Besiedlung neuer Gebiete eine breite solide Basis zu geben. Nur auf einer solchen kann eine gesunde Industrie aufgebaut werden. Es erscheint daher hier eine rationelle Bodennutzung in irgendwelcher Form die für die nächste Zukunft richtigste Maxime zu sein. Man sollte sich aber hüten, sich speziell auf irgendeine Kulturart oder auf die Kultivierung eines besonderen Viehzuchtzweiges zu verlegen. Ackerbau und Viehzucht sind hier in den wenigsten Fällen voneinander zu trennen. Des weiteren ergeben die großen Unterschiede in der Bodenqualität und der Lage ein buntes Bild landwirtschaftlicher Betriebsmöglichkeiten, so daß ein Vorrücken auf der ganzen Linie angezeigt erscheint.

Die Kultur des Kaffees, der Baumwolle, des Reises und des Zuckerrohres demonstrieren eine gute wirtschaftliche Orientierung. Vereinzelt ist auch größeres Verständnis für Viehzucht vorhanden.

Von großer Wichtigkeit für die Weiterentwicklung der Landwirtschaft ist selbstverständlich der Charakter der Landbevölkerung. Ein seit langen Jahren im Staate ansässiger erfahrener Landwirt äußerte sich über den Charakter des Landbewohners wie folgt:

„Was den Campbewohner anbelangt, so habe ich in den zwanzig Jahren meines Hierseins die Beobachtung gemacht, daß der Paulista sehr verschieden von seinen Volksgenossen in anderen Staaten der Republik ist. Er ist nicht so weich und im Gegenteil energisch und ausdauernd. Was ihm heute noch fehlt, ist Leitung, Vorbild und etwas Bildung, drei Dinge, die ja im Regierungsprogramm an erster Stelle stehen.“

Die heutige wirtschaftliche Lage des Staates São Paulo ist in mancher Beziehung mit derjenigen Argentiniens zu Ende des vorigen Jahrhunderts, dem Vorabende einer beispiellosen wirtschaftlichen Entwicklung, vergleichbar. Hier wie dort eine innere Konsolidation, eine zielbewußte, von den besten Absichten geleitete Regierung, die sich mit Recht des größten Vertrauens im In- und Ausland erfreut; die langsam sich Bahn brechende allgemeine Ueberzeugung, daß es nur des Einsetzens aller Kräfte bedarf, um dem Neulande eine zukunftsreiche Entwicklung zu geben. Das sind glückverheißende Prämissen für die Erreichung eines weitgesteckten Zieles. Dabei hat die rege Propagandatätigkeit die Aufmerksamkeit der alten Welt auf den Staat als ein sehr gutes Siedlungsgebiet gelenkt, was ihm die Zuführung der zur Hebung der schlummernden Naturschätze unumgänglich notwendigen Faktoren: Kapital und

menschliche Arbeitskraft in Gestalt eines kontinuierlichen Einwanderungsstromes, gewährleistet.

Weite, heute noch brachliegende Gebiete, vorzügliche Kommunikationsmittel, eine nicht zu große Anzahl von Latifundien, die wegen der Kapitalkraft der Besitzer später ein wichtiger Faktor speziell in der Viehwirtschaft werden können, bilden neben dem vortrefflichen Klima und der günstigen allgemeinen wirtschaftlichen Lage so vorteilhafte Momente, daß niemand sich der Ueberzeugung verschließen kann, daß dem Staate eine glänzende Zukunft bevorsteht.

Der Flächengehalt des Staates beträgt 290.876 Quadratkilometer oder rund 29.000.000 Hektar. Von ihm sind schätzungsweise nur 2.000.000 Hektar, zum Teil in extensivster Form, in Kultur. Für die Viehzucht, deren Bestand sich laut der im Jahre 1905 aufgenommenen Statistik wie folgt stellte: 716.734 Stück Rindvieh (nur 307.262 zur Zucht), 62.914 St. Schafe, 150.639 Stück Pferde, 123.385 Stück Maultiere und 1.282.000 Stück Schweine, dürften heute nicht mehr als 1.500.000 Hektar benutzt werden, so daß noch ca. 25.500.000 Hektar Land der Bodenbenutzung harren. Abgesehen vom nordwestlichen Waldgebiet, das noch der Erschließung bedarf, sind noch viele Millionen Hektar Land vorhanden, die sich sowohl topographisch wie wirtschaftlich zur sofortigen Bodenutzung eignen.

Der Boden im Staate São Paulo ist charakteristisch durch seinen hohen Eisengehalt, der ihn zu einem unübertrefflichen für die Kaffeekultur macht. Es existieren Abstufungen vom schwersten Ton bis zum leichtesten sandigen und Sandboden. Im allgemeinen werden die nicht für Kaffee- und Reiskultur geeigneten Böden nicht besonders geschätzt, was entschieden ein Irrtum ist. Unproduktive Böden gibt es im Staate überhaupt nicht, abgesehen von solchen, deren topographische Lage sie ungeeignet für die Landwirtschaft macht.

Die europäische Bodenbewertung läßt uns in Südamerika, was speziell sandige und Sandböden betrifft, im Stich, wie argentinische Erfahrungen zeigen. In der Hauptvegetationsperiode sind hier reichliche Niederschläge vorhanden, und Wasser ist in Südamerika, besonders bei leichteren Bodenarten, von entscheidender Bedeutung. Wichtig ist ferner die Mikrobentätigkeit im Boden, die hier eine ununterbrochene ist.

Die Hauptprodukte der Landwirtschaft, deren Anbau durch Boden und Klima besonders begünstigt sind, sind Kaffee, Mais, Baumwolle, Reis und Zuckerrohr. Weizen- und Roggenbau ist nicht unmöglich, doch ist hierzu vielfach erst die Entfernung des Eisens im Boden durch Senkung mittels Drainagen oder durch Oxidation, und durch gleichzeitige ausgiebige Phosphatdüngung erforderlich. Meliorationen dieser Art haben im südlichen Teile der Provinz Westfalen auf den eisenhaltigen Böden, welche vor zwanzig Jahren kaum Weizen trugen, eine heutige Minimalernte von 2500 kg pro Hektar ermöglicht. Wirtschaftlich scheint es indes geboten, sich auf die oben erwähnten Hauptprodukte zu beschränken.

Oekonomisch lassen sich im Staate folgende Zonen oder Hauptgebiete unterscheiden:

1) Litoralzone, in sich schließend die Serra do Mar. Die topographische Lage dieser Zone



laubt nur einen beschränkten Ackerbau; klimatisch eignet sich die Zone für den Anbau tropischer und subtropischer Gewächse, wie Reis, Kakao, Bananen, Ananas usw. Sehr beschränkte Viehhaltung und Viehzucht.

2) Zonen zwischen den Serras do Mar und Mantiqueira, südlich der Linie Botucatu-Bragança, mit der Hauptstadt als Mittelpunkt. Topographisch günstiger wie die oben erwähnte. Die wirtschaftliche Lage ist infolge der guten Verbindungswege und der vielen kleineren lokalen Absatzplätze eine ausgezeichnete. Der Reisbau ist hier ein sehr intensiver. Für Viehhaltung und speziell Viehwirtschaft ist großes Interesse vorhanden. Ackerbau im allgemeinen in intensiver Form, Milchwirtschaft und intensiver Futterbau dürften sich als äußerst lohnend erweisen. Von Bedeutung ist heute schon im Gebiete von Botucatu und Sorocaba die Baumwollkultur und in der Umgebung von Piracicaba der Anbau von Zuckerrohr. Indes erscheint in dieser Zone die Großviehzucht unvorteilhaft.

3) Kaffeezonen. Dieselben erstrecken sich im Norden der vorgenannten Zone, begrenzt im Osten vom Staate Minas und im Norden von der Linie Barretos—Batataes. Der Kaffeebau hat hier ausgezeichnete Chancen. Neben, in ziemlich extensiver Art bewirtschafteten Fazendas findet man solche, die das Herz eines jeden Landwirtes durch ihre rationelle Betriebsweise erfreuen müssen, Fazendas, die keinen Zweifel an der Intelligenz und dem Zielbewußtsein der paulistaner Landwirte lassen. Doch in dieser Zone, deren Bevölkerungszentren Campinas, Ribeirão Preto, São Simão, Jahu, São Manuel, Rio Claro usw. sind und die ein kräftig pulsierendes Leben aufweisen, ist das Interesse der Landwirte nicht nur auf den Kaffeebau beschränkt. Man interessiert sich hier auch sehr stark für den allgemeinen Ackerbau und vor allem für die Viehzucht. In diesen Zweigen werden ersichtlich gute Resultate erzielt. Befruchtend haben hier unzweifelhaft die der Hebung der Landwirtschaft dienenden Institute, wie Instituto Agronomico, Posto de Seleção von Nova Odessa mit seiner Experimentalwirtschaft, Postos zootecnicos und die verschiedenen Koloniezentren auf die intelligenten landwirtschaftlichen Kreise gewirkt. Die hervorragendsten Intelligenzen dieses Kreises haben sich übrigens auch große Verdienste um die Gesamtentwicklung des Staates erworben. Kapitalkräftige Betriebe, wie die angeführten, haben nicht am wenigsten dazu beigetragen, durch die Praxis die Probe aufs Exempel zu lösen. Sie alle tragen dazu bei, den vorherrschenden Irrtum zu widerlegen, daß außer Kaffeebau andere Kulturen nicht rentabel sind. Die Viehhaltung ist in dieser Zone sehr beschränkt und ihr hauptsächlichster Zweck ist, die nötigen Arbeitstiere, sowie Dünger zu beschaffen. Indes ist Viehhaltung in mäßigen Grenzen unbedingt lohnend in der Nähe der Bevölkerungszentren zur Milch- und Butterproduktion. Zur Viehwirtschaft und auch zum Ackerbau können alle für den Kaffeebau nicht geeigneten Böden verwendet werden.

4) Zone der Campos und Cerrados. Diese erstreckt sich, eingeschlossen in die vorstehend beschriebene, nördlich Campinas' bis Franca im Norden; Campinas, Jaboticabal; Campinas, Rio Claro und Dois Córregos; Botucatu, Salto Grande; Itape-

tinga, Itararé und São Manuel, Bauri sowie Campos Novos. Das ganze Gebiet wird nach heutiger Auffassung nicht nur als minderwertig für die Kaffeekultur, sondern als absolut minderwertig angesehen. Demselben ist eine minimale Bevölkerung und primitive Bodennutzung charakteristisch. Es ist ein Stiefkind der paulistaner Bodenbewertung. Aber es dürfte bestimmt sein, vor allem in der zukünftigen Entwicklung der Viehzucht eine Rolle zu spielen. Von der Möglichkeit der Rentabilität der Viehzucht kann man sich leicht auf verschiedenen Fazendas überzeugen.

Je nach der Beschaffenheit und Höhenlage des Bodens (Entfernung des Grundwassers) sind diese Bodenarten für allgemeinen Ackerbau und besonders für den Anbau von Futterpflanzen geeignet. Viehzucht in größerem Stile ist hier rentabel, hauptsächlich zur Fleischproduktion, ferner ebenfalls je nach Lage und Umständen Milchwirtschaft und Butterproduktion.

5) Zone der Campos von Barretos. Sie ist die heutige Fleischkammer von São Paulo und eignet sich gut zur Mästung des von den Nachbarstaaten kommenden Viehes.

6) Sertãozone. Sie liegt westlich von Bauri und ist begrenzt von den Flüssen Rio Grande, Paran und Panema. Nach dem Urteil der geographischen Kommission muß sie sich für Ackerbau und Viehzucht eignen, indes ist sie noch zu wenig erschlossen.

(Schluß folgt.)

Wochenschau.

Der türkische Botschafter in Rom, Naby-Bey, hat sich über die Pläne seiner Regierung ausfragen lassen. Er hat rund herausgesagt, daß die Türkei den Verbündeten keine Kriegsschadung zahlen und auch Adrianopel nicht abtreten werde. Das ist nun allerdings leichter gesagt als getan, denn, um Adrianopel behalten zu können, muß die Türkei die Verbündeten, Bulgaren und Serben, aus dem betreffenden Vilajet vertreiben, und das wird ihr wohl kaum gelingen. Die Kriegsschadung könnte man nur dann verweigern, wenn man gesiegt hätte, und an einen endgültigen Sieg über die Verbündeten glaubt vielleicht auch der Botschafter nicht. Wegen der albanischen Frage will die Türkei keine Schwierigkeiten machen, aber sie würde es am besten sehen, wenn dieses Ländchen von einem türkischen Prinzen oder einem neutralen Staate regiert würde. Ein unabhängiges, aber unter dem Einfluß der Verbündeten stehendes Albanien scheint der Hohen Pforte weniger erwünscht zu sein.

Die Botschafter haben in London am 6. eine Sitzung abgehalten und über die albanische Frage diskutiert, aber es wird nicht bekanntgegeben, ob sie etwas beschlossen haben.

Nachrichten, welche die Lage richtig beurteilen ließen, sind keine eingetroffen. Die Balkanverbündeten sind keine Freunde des Telegraphierens. Sie lassen die Welt gespannt warten. Die vorliegenden Nachrichten melden nur kleine Erfolge der Verbündeten. Bei Cataldseha haben die Türken einen Ausfall gemacht, sind aber von den Belagerern zurück-

geschlagen worden. Bei Skutari haben verschiedene Zusammenstöße zwischen den Türken und den Verbündeten, Serben und Montenegrinern, stattgefunden, bei welchen die letzteren in der Regel Sieger geblieben sind. Das Bombardement Adrianopels dauert fort und seien zwei Festungen des Werkes schon soweit geschwächt, daß man ihren Fall erwarten müsse. Außerdem werden noch einige Scharmützel gemeldet und das ist denn alles, was der Telegraph der neugierigen Welt zu erzählen weiß.

Die Italiener haben seinerzeit aus jedem Scharmützel eine große Schlacht, und aus jedem Lehnhütten-Dorf einen „wichtigen Platz“ gemacht; die kaltblütigen Slawen tun das direkte Gegenteil — sie stellen die Ereignisse so hin, als ob sie gar nichts auf sich hätten. So haben sie den Zusammenstoß in Gallipoli als ein Scharmützel hingestellt und jetzt erfährt man auf dem Umweg über Berlin, daß es sich um eine Schlacht gehandelt habe, bei der fünfzehntausend Türken gefallen oder verwundet worden, und weitere zehntausend in die Gefangenschaft geraten sind. Die Verbündeten selbst haben es nicht melden wollen, daß sie einen großen Sieg errungen haben, nach dem die Dardanellen ganz ernstlich bedroht sind, denn Gallipoli ist das linke Dardanellenufer, das noch vor einigen Monaten von einem großen Erdbeben heimgesucht wurde. Nach dieser gewonnenen Schlacht erscheint es möglich, daß die griechischen Kriegsschiffe die Dardanellen forzieren und dann geradenwegs nach Konstantinopel fahren.

Aus Konstantinopel selbst kommt die Meldung, daß das türkische Kriegsministerium keine gute Wendung mehr erwarte. Man erwarte den Fall Adrianopels. Das wäre aber die vollkommenste Niederlage der türkischen Macht und so kann man sagen, daß die türkische Heeresleitung selbst ihre Sache als verlohren betrachtet.

Die Montenegriner und Griechen melden kleine Siege über die Türken, die sind aber alle sehr unbedeutend, so daß sie die Situation in keiner Weise verändern.

Ueber die Haltung der Großmächte hat nichts neues verlautet. Die Einberufung einer neuen Botschafterkonferenz in Paris sei noch gar nicht beschlossen.

Die Verlobung der Prinzessin Viktoria Luise mit dem Prinzen Ernst von Cumberland wurde offiziell bekanntgegeben. Die ganze deutsche Presse begrüßt diese Verlobung als ein freudiges Ereignis, denn mit ihr dürfte die Spannung zwischen dem Hause Hohenzollern und dem alten Königsgeschlecht von Hannover aufgehört haben. — Prinzessin Viktoria ist am 13. September 1892 in Potsdam geboren, ihr Bräutigam, Prinz Ernst von Cumberland, am 17. November 1887 in Preuznig bei Wien. Er ist Leutnant bei dem ersten Badenschen Artillerieregiment.

In Königsberg wurde am 5. Februar zur Erinnerung an die Erhebung gegen die Gewaltherrschaft Napoleon I. im Jahre 1813 eine große Feier veranstaltet. Dem Gala-Bankett wohnte auch Kaiser Wilhelm II. bei. In seiner bei diesem Anlaß gehaltenen Rede gedachte der Monarch der Rolle, die Preußen bei den Freiheitskriegen und nachher bei der Einigung Deutschlands gespielt, um dann

die deutsche Armee als eine Garantie des Friedens hinzustellen. Dank der großen Armee könne der deutsche Kaufmann und der deutsche Industrielle in der größten Ruhe seinem Berufe nachgehen, sicher, daß die Armee ihn und sein Hab und Gut beschütze. Zum Schlusse gab Kaiser Wilhelm der Hoffnung Ausdruck, daß die Nation mit der Vermehrung des Heeres einverstanden sein werde.

In Straßburg hat ein gewisser August Wolter einen ungewöhnlichen „Witz“ gemacht. Er brachte dem Platzkommandanten ein Telegramm, das die Ankunft des Kaisers in Straßburg anzeigte. Sofort wurden zwanzigtausend Mann zur Spalierbildung aufgeboten und alle hohen Beamten der Stadt fanden sich auf der Station ein, um den Monarchen zu erwarten. Auch die Bevölkerung war natürlich auf den Beinen. Als der kaiserliche Zug zwei Stunden nach der festgesetzten Zeit noch nicht eingetroffen war, telegraphierte man nach Berlin, um sich nach seiner Abfahrt zu erkundigen und da erfuhr man, daß Kaiser Wilhelm überhaupt nicht daran gedacht habe, nach Straßburg zu reisen, denn er befände sich in Königsberg zur Feier des Zentenars der Erhebung gegen Napoleon. Jetzt suchte man nach dem Schwindler Wolter, der war aber wie vom Erdboden verschwunden. Dem Aufmarsch des Militärs hatte er noch beigewohnt; dann hatte er das Weite gesucht.

Es gibt in Deutschland sehr viele Leute, die sich dafür interessieren, daß auch jetzt, wo die Wagner'schen Opern dreißig Jahre nach dem Tode des Meisters Volkseigentum werden, der „Parsifal“ ausschließlich dem Wagner-Theater zu Bayreuth reserviert bleibt. Dieser Gedanke, für den eigentlich kein Grund vorliegt, scheint aber doch nicht durchzudringen. Die Justizkommission des Reichstags, an die eine diesbezügliche Petition gerichtet war, hat diese nicht angenommen.

Die Rede des Großadmirals Tirpitz über die Möglichkeit eines deutsch-englischen Flottenvertrages wird von der gesamten Presse sehr eifrig besprochen. Sogar der sozialistische „Vorwärts“ erklärt sich mit den Worten des Marineministers einverstanden. Dasselbe tut auch die oppositionelle „Morgenpost“. Die „Vossische Zeitung“, die bekanntlich in der internationalen Politik sehr gut unterrichtet ist, hält eine Annäherung zwischen Deutschland und England für wahrscheinlich; die „Frankfurter Zeitung“ und die „Hamburger Nachrichten“ meinen dagegen, daß die Sache soweit doch noch nicht gediehen sei. Die „Schlesische Zeitung“ erklärt die Worte des Großadmirals für die Bekanntgabe seines persönlichen Standpunktes und hält die Erörterung eines deutsch-englischen Flottenvertrages für verfrüht. — Es ist ja möglich, daß der Vertrag nicht so schnell zustande kommen wird, aber Tatsache ist doch, daß die Spannung zwischen den beiden germanischen Hauptmächten nicht mehr so stark ist wie vor dem Balkankrieg. Die stolzen Engländer lassen mit sich reden. Dem starken Albion mag die Versöhnung mit dem Rivalen hinter dem Kanal schwer werden, aber sie ist notwendig, wenn er mit seinem bisherigen Verbündeten noch auf dem Fuße der Gleichberechtigung verkehren will.

Der Vorsitzende der Budgetkommission der französischen Kammer und der Berichterstatter des Zollentwurfes hatten eine lange Besprechung mit

dem Minister des Aeußern über die von dem Abgeordneten Damour beantragte Herabsetzung des Kaffeezolles. Beide waren sie der Ansicht, daß Brasilien sich sehr wenig entgegenkommend zeige. Frankreich habe Brasilien schon verschiedene Vergünstigungen gewährt, Brasilien habe aber seine Zölle auf französische Artikel beständig erhöht. Wenn nun Brasilien wieder eine neue Vergünstigung haben wolle, dann müsse es auch zu Gegenleistungen bereit sein. Der Minister, Herr Jonnart, war derselben Ansicht und versprach, über diese Sache mit dem brasilianischen Gesandten verhandeln zu wollen.

Der Monstreprozeß gegen die Automobilbanditen dauert noch fort, ohne etwas Neues zutage zu fördern. Die Pariser Polizei hat sich auf der ganzen Linie blamiert. Sie konnte der Banditen nicht habhaft werden; dann griff sie, von Bonnot und Genossen geängstigt, zu unerlaubten Mitteln (sie sprengte die Häuser, wo die Banditen sich aufhielten, in die Luft) und nachher verhaftete sie jeden Menschen, der irgendwie mit einem der Banditen verkehrt hatte. Unter den Angeklagten befinden sich sehr viele, die zu Bonnot oder Garnier in Beziehungen standen, ohne zu wissen, mit wem sie es zu tun hatten. Die Polizei hat sie fast ein ganzes Jahr gefangen gehalten und jetzt stellt es sich allmählich heraus, daß sie unschuldig sind. Die ganze Banditengeschichte ist ein einziges großes Fiasko der Polizei Lepines.

Aus London kommt die Nachricht, daß der kühne Südpolfahrer, Kapitän Scott sein Unternehmen mit dem Leben bezahlt hat. Scott erreichte den Südpol am 18. Januar 1912. Er befand sich bereits auf der Rückfahrt, als er mit zwei Begleitern, Leutnant Bowers und Dr. Wilson, eine Exkursion unternahm, um sein wissenschaftliches Material zu bereichern. Ein Meißel von der aufgeschlagenen Station wurde er (höchstwahrscheinlich am 28. März) von einem furchtbaren Schneesturm überrascht und in diesem Sturm ist Scott und seine Begleiter umgekommen. Als der Expeditionschef nicht zurückkehrte, übernahm Dr. Estkinson das Kommando. Während des Winters wurden wiederholt Hilfsexpeditionen ausgerüstet, aber erfolglos. Am 30. Oktober wurden wieder zwei Expeditionen ausgerüstet, die Lebensmittel für drei Monate mitnahmen, und eine von ihnen traf am 12. November die Hütte Scots, die ganz mit Schnee bewehrt war. Unter der Schmeldecke fand man die Leichen des Expeditionschefs und seiner zwei Begleiter. — Die Karten und andere Aufzeichnungen Scotts sind gerettet.

Notizen.

São Paulo.

Der Zuckermarkt. Die Lage des Zuckermarktes war in den letzten Monaten nicht besonders günstig. Es gab Zeiten, wo der Preis für weißen Pernambuco-Kristallzucker Superior eif Rio auf 320 Reis pro Kilo sank. Das ist ein Satz, der den Fabrikanten keinen Gewinn mehr läßt und dementsprechend auch die Zuckerrohr-Pflanzer schädigt. Die größten Zuckerfirmen von Recife haben sich

deshalb zusammengetan, um einen Mindestpreis von 390 Reis eif Rio zu garantieren. Dagegen wird nun Sturm gelaufen, als ob es sich um eine monopolistische Ausbeutung des Volkes handelte, und die Hilfe der Regierung angerufen. Von einer Seite ist sogar der Vorschlag gemacht worden, den Zuckerozoll aufzuheben und die Grenzen der Einfuhr von Rübenzucker zu öffnen. Wir sind gewiß niemals auf Seiten der Ausbeuter zu finden, aber im vorliegenden Falle handelt es sich durchaus nicht um eine Ausbeutung des Volkes zugunsten einzelner, sondern um die Wahrung der berechtigten Interessen der Zuckerindustriellen und der Pflanzer des gesamten Nordens. Heute steht der Preis auf 400 Reis. Die Firmen waren also durchaus nicht übermütig, als sie den Mindestpreis auf 390 Reis festsetzten. Ausgebeutet wurde das Volk vielmehr, als gewisse Spekulanten im verflossenen Jahre den Preis auf 600 und 700 Reis hinauftrieben, ohne daß die Produzenten davon den geringsten Vorteil gehabt hätten. Man darf bei der Beurteilung nicht außer acht lassen, daß die Spesen von Pernambuco bis Rio sehr hoch sind und sich auf etwa 100 Reis pro Kilo, also 6 Milreis pro Sack belaufen. Darin sind die hohen Frachten, der Preis der Säcke, die etwa 10,5 Prozent betragenden Exportabgaben, die Versicherung und die etwa 10 Prozent ausmachenden Spesen in Rio einbegriffen. Die Produktionskosten eines Kilos Zucker belaufen sich in Deutschland auf 140 Reis, auf Kuba auf 160 Reis, in Frankreich auf 172 Reis, und zwar ohne die Verzinsung des Anlage- und des Betriebskapitals einzuschließen und nicht für eine Qualität, die dem weißen Kristall Superior entspricht. Dank dem Prämiensystem waren die europäischen Fabriken in der Lage, ihre Fabriken mit den vollkommensten Maschinen auszurüsten, ebenso wie die Zuckerrübenbauer ihre Anbaumethoden mit kostspieligen Verbesserungen versehen konnten. Ähnlich wirkt gegenwärtig in Kuba der zollfreie nordamerikanische Markt. Wenn man damit die Lage unserer Produzenten und Industriellen vergleicht, so kann man wirklich nicht sagen, daß mit 390 Reis der Kristallzucker, der ehemals rein ist wie der beste raffinierte Rübenzucker, zu teuer bezahlt wäre. Dabei haben wir nur die wirklichen Fabriken im Auge, nicht die zahlreichen kleinen „Engenhos“ mit ihren hohen Spesen, die noch heute die Hälfte der Gesamtproduktion liefern. Unsere Zuckerindustrie verfügt nicht über genügendes Kapital und ist deshalb gezwungen, Fabrikation und Verkauf innerhalb eines halben Jahres abzuwickeln. Diese Notwendigkeit, schleunigst umzusetzen, wird natürlich von der Spekulation ausgenützt, drückt auf den Preis des Zuckers und des Zuckerrohres. Dank unseren hohen Schutzzöllen rentiert die brasilianische Industrie im allgemeinen bekanntlich ausgezeichnet. Eine Ausnahme bildet nur die Zuckerindustrie, die häufig schwere Krisen durchzumachen hat. Wir haben schon neulich in unserem Artikel über die brasilianische Zuckerindustrie darauf hingewiesen, daß diese Industrie, die neben dem Kaffee bis zur Aufhebung der Sklaverei am meisten zu unserer Ausfuhr beitrug, seitdem nur eine verhältnismäßig geringe Rolle in unserem Außenhandel spielt. Diese schwere Krisis war nicht die einzige, sondern ebenso störend wirken die steten Preisschwankungen auf die Entwicklung.



Man kann es den Nordleuten also wirklich nicht verübeln, wenn sie sich bemühen, eine feste Preisbasis zu schaffen. Für den Kaffee ist das seitens der Paulistaner Staatsregierung mit Unterstützung des Bundes unter Aufwendung erheblicher öffentlicher Mittel geschehen, für den Gummi ist eine ähnliche Aktion von Bundeswegen im vorigen Jahre eingeleitet worden, für den Maté versucht es auf andere Weise — wie wir schon berichteten — die Staatsregierung von Paraná. Das findet, von einigen wenigen Interessenten abgesehen, alle Welt natürlich und gerechtfertigt. Wenn es aber für den Zucker ohne Staatshilfe versucht wird, dann soll das eine Ausbeutung des Volkes sein. Wir vermögen die Logik dieses verschiedenartigen Verhaltens nicht einzusehen und meinen vielmehr, daß man den Nordstaaten den bescheidenen Mindestpreis, den sie für ihr wichtigstes Produkt erzielen wollen, ruhig gönnen könnte. Billiger bekommt der Konsument den Zucker doch nicht, sondern wenn der Verkaufspreis der Produzenten sinkt, dann verdienen nur die Spekulanten mehr. Und da ist es doch wahrhaftig mehr im Interesse des Landes gelegen, wenn die Produzenten einen angemessenen Preis erzielen. Das kann nur zum wirtschaftlichen Aufschwung der Nordstaaten beitragen, dem der intellektuelle Aufschwung mit Naturnotwendigkeit folgt. Das heutige Verhältnis, daß wirkliches Leben nur im Süden herrscht, trägt nicht zur Größe Brasiliens bei, denn auf diese Weise bildet der Norden ein Bleigewicht, das den Aufstieg des Landes verlangsamt. Unsererseits kam der in Pernambuco gefaßte Beschluß also nur auf Zustimmung rechnen.

Eine alte Rechnung. Unseren Lesern wird vielleicht noch ein Fall erinnerlich sein, daß vor mehr als einem halben Jahre ein Geheimpolizist namens Pedro Pinto Gouveia vor dem Aereo Club auf einen gewissen Alberto Urbano de Souza Revolvergeschüsse abgab und ihm im Rücken lebensgefährlich verletzte. Der schwer Verletzte wurde nach der Santa Casa gebracht, der Geheimpolizist in flagranti verhaftet, prozessiert und glänzend freigesprochen. Am Montag wurde von denselben Personen der zweite Akt der Komödie aufgeführt. Pedro Pinto Gouveia, der jetzt kein Geheimpolizist mehr ist, stand mit seiner Geliebten Maria Celeste (himmlische Maria) auf dem Perron der Braz-Station und erwartete den von dem Hauptbahnhof heranbrausenden Zug, der ihn und das Dämchen nach Taubaté bringen sollte, wo sie schöne Tage zu verleben beabsichtigten. Das erste Gesicht, das Pedro Pinto beim Halten des Zuges erblickte, war Alberto Urbano. Der Zug war noch nicht ganz zum Stehen gebracht, als Alberto Urbano schon herabsprang und sich auf Pedro Pinto stürzte. Diesem sank der Mut in die Stiefel und er riß aus, aber Alberto hatte auch schon den Revolver in der Hand, zwei Schüsse krachten und Pedro Pinto sank blutüberströmt auf den Boden. — Die Kugel war in den Rücken, die andere in den linken Arm gedrungen. Was das Schwurgericht zu tun unterlassen, das hatte jetzt Alberto Urbano selbst getan: er hatte den gestrafft, der ihn vor einem halben Jahre hinterücks überfallen. — Der erste Ueberfall im August 1912 hatte seine Vorgeschichte. Pedro Pinto, ein verheirateter Mann von 24 Jahren, hatte sich eine Geliebte zugelegt — dieselbe Maria Celeste, die ihn am Montag nach Taubaté begleiten sollte. Eines

schönen Tages hatte aber Alberto Urbano das Mädchen ihm abspenstig gemacht; deshalb lauerte Pedro Pinto den anderen auf und schoß ihm, wie gesagt, eine Kugel in den Rücken. Maria Celeste blieb dem Verletzten „treu“ und als dieser das Krankenhaus verließ, zog sie wieder zu ihm und blieb mit ihm bis vor wenigen Tagen zusammen. Auf einmal behauptete Maria Celeste aber, daß sie der Ruhe bedürfte und deshalb nach Ribeirão Preto reisen wollte, was Alberto Urbano auch ohne weiteres zugab. Anstatt aber nach Ribeirão Preto zu gehen, blieb Maria Celeste bei Pedro Pinto, ihrem früheren Geliebten, und das wurde dem Geliebten Nr. 2 mit dem Zusatz hinterbracht, daß das Pärchen sich mit dem und dem Zuge nach Taubaté begeben wolle. Dadurch wurde Alberto Urbano die Rache leicht gemacht und sie gelang ihm so vollkommen, daß seine Kugel gerade an der Stelle im Körper seines Rivalen sitzt, wo er vor sechs Monaten von ihm eine bekommen hat. Pedro Pinto schwebt zwischen Leben und Tod, und Alberto Urbano sitzt in Untersnehmungshaft.

Der Ikarus-Adam hat, das muß man ihm lassen, sein Wort besser gehalten als die anderen Herrschaffen, die uns besucht und hier versprochen haben, für Brasilien Propaganda zu machen. Die meisten von den guten Freunden, welchen der Champagner ausgezeichnet gemundet und das brasilianische Geld ausnahmsweise gefallen hat, erzählen in Europa die haarigsten Dinge über Brasilien: Paul Adam lobt uns dagegen über den Schellenkönig heraus und sagt rund heraus, daß Brasilien der rühmteste, fortschrittlichste Land der lateinischen Rasse sei. Das ist nun allerdings eine große Flunkererei, über die die Nichtkenner ungläubig den Kopf schütteln und die Kenner lachen, aber der Mann ist doch besser als die anderen, denn er hält, was er versprochen. — Daß seine Propaganda lächerlich wirkt, dafür kann er nichts. Die lateinische Rasse ist nun einmal sein Steckenpferd und es kümmert ihn absolut nicht, daß diese Rasse nicht existiert und auch niemals existiert hat. Er glaubt an ihre Existenz wie Don Quixote an die Existenz der Edeldame Dulcinea glaubte, und wie der edle Ritter von der Mancha ein Puppenspiel für eine große Staatsaktion hielt, so hält der ebenso edle und ebenso überschwappte holländische Rebaehmacher die brasil. Komödie für eine ernste Sache.

In seinem neuesten Artikel, der in einer großen französischen Zeitung erschienen, hat Paul Adam auf einer besonders hochgespannten Saite gegeigt und Brasilien so hingestellt, als käme auf der ganzen Welt diesem Lande nichts mehr gleich, und damit hat er unserem Lande nicht mehr geschadet als genützt, seine Absicht, das müssen wir rückhaltlos eingestehen, war aber gut und für das Gelächter, das in Europa einem solchen überspannten Artikel folgen muß, sind nur die verantwortlich zu machen, die in gründlicher Verkennung des Mammes und seiner Fähigkeiten einen Ikarus-Adam zum Propagandisten Brasiliens gemacht haben.

Landwirtschaftliche Schule in Piracicaba. Zum Direktor der landwirtschaftlichen Schule in Piracicaba wurde Dr. Leonidas Damasio Botelho ernannt. Dieser Herr war früher Lehrer an der „Escola de Minas“ in Ouro Preto, Staat Minas Gerais. Er gilt als ein besonders tüchtiger Botaniker und Zoologe.



Die keramische und die Glasindustrie. Bis zum Jahre 1895 konnte von einer keramischen Industrie in Brasilien kaum die Rede sein. Obwohl vorzügliche Lehm- und Tonerden in Fülle vorhanden sind, gab es doch keine Ziegeleien, die über den rein lokalen Bedarf hinaus produzierten. Und auch ihre Tätigkeit war nicht bedeutend, da der Ziegelbau nicht zu den überkommenen heimischen Bauarten gehörte. Außerdem war das ausländische Fabrikat so billig, daß eine Konkurrenz nicht lohnend erschien. Eine wirkliche Industrie mit Großbetrieb entstand erst nach den erheblichen Zollerhöhungen des Jahres 1895, die für einzelne in Betracht kommende Artikel fast das Fünffache der früheren Zolles ausmachte. Es entstanden damals rasch nacheinander fünf Fabriken mit einem Kapital von insgesamt etwa 5000 Contos. Drei dieser Fabriken befinden sich im Staate São Paulo, eine in Minas (Cacté) und eine in Rio Grande do Sul. Die Hauptartikel der einheimischen Produktion sind Bau- und Dachziegel, daneben Fliesen, Tonröhren, Filter und Wasserkühler. In São Paulo befindet sich eine bedeutende Fabrik, die Tonröhren vom kleinsten bis zum größten Durchmesser herstellt. Während der letzten Jahre hat die keramische Industrie auch in einigen besseren Waren, wie Tellern, Tassen, Vasen, unverkennbare Fortschritte gemacht. Aber obgleich, wie bereits gesagt, ausgezeichnete Tonlager und außerdem auch gute und reiche Kaolinlager vorhanden sind, ist diese Fabrikation doch noch verhältnismäßig unbedeutend. Es fehlt auch hier, wie in so manchem anderen Industriezweig, an unternehmenden Kapitalisten und geschulten Arbeitskräften. Der jährliche Produktionswert von Ziegeln und Tonwaren betrug schon 1907 10.363 Contos, derjenige von Glaswaren 3638 Contos. Schon damals also waren einheimische Produktion und ausländische Einfuhr in ihren Gesamtwerten nicht mehr weit auseinander. Die Einfuhr wertete 1907 14.538, 1908 12.517 und 1909 11.887 Contos. Seitdem hat sich die inländische Fabrikation um etwa 50 Prozent gesteigert. Die außerordentliche Bautätigkeit der letzten Jahre hätte eine noch größere Produktion aufgenommen, aber die Fabriken waren darauf nicht eingerichtet, und so nahm auch die Einfuhr ausländischer Fabrikate wieder zu. Unter Nichtein-schluß der kleineren Ziegeleien kann man heute wenigstens 35 Fabriken und mittlere Betriebe zählen, die sich mit der Herstellung keramischer Artikel befassen.

Für die Fabrikation von Glaswaren liegen die Produktionsverhältnisse ganz ähnlich: es fehlt zur weiteren Entwicklung dieser Industrie hauptsächlich an kapitalkräftigen Unternehmern und an geschulten Arbeitskräften. Außer den Flaschenfabriken in São Paulo, Rio de Janeiro und Porto Alegre, die vorzugsweise oder gänzlich den Bedarf der Brauereien zu decken haben, gibt es in Brasilien noch sieben andere Fabriken von Glaswaren, und zwar zwei in Rio de Janeiro, zwei in São Paulo, zwei in Rio Grande do Sul und eine in Bahia. Diese Fabriken erzeugen durchweg Glaswaren geringerer Qualität, mit Ausnahme der einen Paulistaner, die bereits Kristallglas und geschliffenes Glas herstellt. In diesem Zusammenhange muß auch die Emaillefabrik Silex erwähnt werden, die im Jahre 1909 mit deutschem Kapital in São Paulo gegründet wur-

de. Sie ist bisher die einzige ihrer Art in Brasilien und arbeitet nach Ueberwindung der Anfangsschwierigkeiten jetzt mit gutem Resultat. Da die Einfuhr ausländischer Emaillewaren noch immer etwa 1000 Contos beträgt, so bietet sich hier dem Unternehmungsgeiste noch ein günstiges Tätigkeitsgebiet.

Ein notwendiges Projekt. Der Stadtverordnete Dr. Armando Prado hat ein Projekt betreffend die Regelung der Prostitution ausgearbeitet. Dieses umfangreiche und gut durchdachte Projekt hätte schon am vorigen Freitag der Munizipalkammer vorgelegt werden sollen, da am dem Tage aber wegen Beschlußunfähigkeit keine Sitzung stattfinden konnte, so wird die Vorlegung erst in der nächsten Versammlung geschehen.

Das Projekt Armandos verbietet, daß an verkehrreichen Straßen und Plätzen sowie in der Nähe von Schulen, Kirchen und Theatern Bordelle unterhalten werden. Es verfügt eine genaue Kontrolle der Prostituierten, deren Namen und Adressen auf der Polizei registriert sein müssen. Eine Prostituierte kann ihre Wohnung nicht ändern, ohne den Umzug vorher bei der Polizei angemeldet zu haben. In Bordellen wird man weder Getränke noch Eßwaren führen dürfen. Es ist verboten, daß die Prostituierten sich an Fenstern oder Türen zeigen usw.

Das Projekt ist, wie gesagt, sehr umfangreich und gut durchdacht, aber es hat doch wieder seine Punkte, die nicht unbedenklich sind. Dazu gehört die Verfügung, daß an den verkehrreichen Straßen und Plätzen keine Bordelle errichtet werden dürfen. Diesem Punkt sind wir in den Bestimmungen des fluminenser Polizeichefs, Dr. Belisario Tavora, begegnet und etwas ähnliches hat seinerzeit auch der Delegado, Dr. Pinheiro e Prado gedacht, aber deshalb hört die Verfügung nicht auf, verkehrt zu sein. Die Prostitution hat sich bisher auf die verkehrreichen Straßen lokalisiert wie Rua São João, Rua Ypiranga, Largo Paysandú etc. Wenn diese vorhandenen Bordelle nun geschlossen werden sollen, weil diese Straßen und Plätze zu den verkehrreichen gezählt werden müssen, dann werden die Prostituierten sich nach den stilleren Stadtvierteln zurückziehen und diese sind gerade diejenigen, wo die Familienwohnhäuser stehen. Die Weiber werden nach den Vorstädten ziehen und die dort wohnenden Familien werden protestieren und die Behörden werden die Verfügung stillschweigend wieder außer Kraft setzen müssen.

Begrüßenswert ist dagegen die Bestimmung, daß die skandalöse Feilbietung an den Fenstern und Türen verboten bleiben soll. Diese „Ausstellung“ wurde wohl schon vor etwa anderthalb Jahren durch die Polizei verboten, das Verbot ist aber nicht beachtet worden, denn die „Damen“ lehnen sich nach wie vor zum Fenster heraus und belästigen die Vorbeigehenden.

Eine verständige Maßnahme ist auch die, daß den Bordellen die Führung irgendeines anderen Namens untersagt werden soll. Jetzt werden die Freudenhäuser „Pensionen“ genannt, was irreführend und durchaus unreell ist. Durch eine solche Bezeichnung werden Fremde, die eine Pension aufsuchen wollen, nicht selten verleitet, ein Bordell zu betreten und andererseits werden wieder die richtigen Pensionen, die Gasthäuser, geschädigt.



Eine landessprachliche Zeitung meint bei der Besprechung des Projektes Armando Prados, daß die Kammer sich beeilen soll, es zu Gesetz zu erheben, damit interessierte Kreise nicht die Zeit finden, das Zustandekommen des notwendigen Gesetzes durch die Hilfe einflußreicher Persönlichkeiten zu hintertreiben. An solchen „Interessierten“ fehle es nicht und es fehle auch nicht an Protektoren.

Diese kurze Bemerkung enthält eine Kritik unserer Verhältnisse, wie sie schärfer nicht gedacht werden kann. Es gibt also einflußreiche Persönlichkeiten, die imstande sind, im Interesse von Bordellwirten zu handeln, sodaß die Möglichkeit erwogen werden muß, diese Wirte könnten durch ihre Hilfe der Munizipalkammer Vorschriften machen und die Einführung eines als notwendig erkannten Gesetzes verhindern! Das wird von dem moralischen São Paulo gesagt, das immer dort angeführt wird, wo von den frommen und gottesfürchtigen Städten die Rede ist!

Wenn dem aber so ist — wir wollen dieses absolut nicht anzweifeln —, dann werden die Bordellwirte durch die Hilfe eben dieser einflußreichen Persönlichkeiten schon Mittel und Wege finden, um das Gesetz, auch wenn es angenommen und bestätigt worden ist, zu umgehen, und da ist es so gehüpft wie gesprungen. — Die Moral ist derart, daß eine ernstzunehmende Zeitung von einem Dirnenregiment sprechen kann, denn etwas anderes wäre die Hintertreibung des Gesetzes nicht.

Wie eine Kirche gegründet wird. In einer unserer letzten Nummern berichteten wir, daß der bisherige Pfarrer von Itapira, Conego Amorim Correa, eine neue Kirche gegründet habe und sich von jetzt ab „Patriarch der brasilianischen Kirche“ nennen werde. Wir hörten, daß dieser Pfarrer von dem Bischof von Campinas suspendiert worden sei, wußten aber den Grund dieser Maßnahme nicht. Jetzt hat der Bischof diesen Grund bekannt gegeben, und diese Bekanntmachung wirft auf den neuen Religionsgründer ein recht sonderbares Licht. Der Bischof hat den Pfarrer nach einer anderen Pfarrei versetzt und das hat Herrn Amorim Correa in Aufregung gebracht, denn er hat in der Versetzung eine Mißfallenskundgebung erblickt. Anstatt nun den Bischof um die Zurücknahme seiner Verfügung zu ersuchen, hat er einfach den Gehorsam verweigert und seinen Vorgesetzten in einer Zeitung angegriffen. Der Bischof hat darauf den Fall dem Erzbischof zur Kenntnis gebracht, und so ist die Amtssetzung vereinbart worden. Diese Maßnahme hat den Pfarrer aber erst recht gekränkt und er ist unter die Religionsgründer gegangen. Er hat die Ohrenbeichte abgeschafft und dafür die allgemeine Beichte eingeführt. Die Messe liest er nicht mehr in der lateinischen, sondern in der portugiesischen Sprache und das imponiert den Einwohnern von Itapira kolossal. Früher war die dortige Kirche ebenso leer wie jede andere Kirche auch; seitdem Conego Correa aber einen brasilianischen Gottesdienst hält, ist die Kirche zum Brechen voll. Ist der suspendierte Priester nun ein energischer Mann, dann ist das Schisma fertig, denn die Bewegung bedarf nur eines zielbewußten Leiters, um auch auf andere Pfarreien und Diözesen übergreifen. Der hohen Geistlichkeit gefällt die neue Gründung absolut nicht.

Die italienische Einwanderung dürfte allen Bemühungen der italienischen Regierung zum Trotz auch im laufenden Jahre zunehmen. Der Senat der Vereinigten Staaten hat nämlich soeben ein Gesetz genehmigt, wonach in Nordamerika Analphabeten als Einwanderer nicht mehr zugelassen werden. Da ein großer, sehr großer Prozentsatz der Auswanderer aus Italien, namentlich aus dem Süden und aus Sizilien und Sardinien, mit den Künsten des Lesens und Schreibens auf gespanntem Fuße steht, so muß in Zukunft die Union als Wanderziel für viele Italiener außer Betracht bleiben. Es ist leicht möglich, daß die Vereinigten Staaten, das bisher das Haupt-Auswanderungsland für die Italiener waren, hinter Südamerika zurücktreten müssen. Und wenn auch ein bedeutender Teil der dort nicht Zugelassenen sich nach Argentinien wenden wird, so wird notwendig doch Brasilien ebenfalls profitieren. Wir können den Yankees dankbar sein, daß sie in so wirksamer Weise unsere Geschäfte in Italien besorgen. Gewiß wäre auch für uns die ausschließliche Einwanderung von des Lesens und Schreibens kundigen Menschen angenehmer. Aber wir können uns den Luxus der Auswahl noch nicht leisten und müssen froh sein, wenn wir überhaupt Arbeitskräfte hereinbekommen.

Von der Sorocabana. Die Sorocabana Railway kämpft mit der Zentralbahn um die Palme der Bummellei und erbringt somit den Nachweis, daß auch die Amerikaner schlechte Eisenbahnverwalter sein können. Am Montag nachmittag fiel unweit der hiesigen Station eine manövrierende Lokomotive um und versperrte die Linie, so daß die Züge weder ein- noch auslaufen konnten. Der Zug, den die ungefallene Lokomotive ziehen sollte, war schon vollbesetzt, als der Unfall geschah, und die Passagiere warteten ungeduldig auf die Abfahrt. Das Eisenbahnpersonal hielt es aber nicht für den Mühe wert, sie zu benachrichtigen, daß die Maschine an dem Tore bei der Alameda Nothmann im Schlamm lag und an eine baldige Abfahrt nicht zu denken sei. Das ist eine Schönheit eigener Art und zeigt, wie gut diese Gesellschaft das Publikum zu behandeln versteht sowie in welchem Zustande sich ihr rollendes Material befindet. Wenn eine Maschine schon einige Schritte von der Station beim langsamen Manövrieren aus dem Geleise springen kann, dann ist es wahrhaftig nicht zu verwundern, daß auf der Linie beim schnellen Fahren sich ein Unfall nach dem anderen ereignet.

Die deutsche Sprache am Staatsgymnasium von S. Paulo. Herr João v. Atzingen, welcher bisher als Lehrer der deutschen Sprache am Gymnasium von Campinas tätig war, ist in gleicher Eigenschaft als Nachfolger des verstorbenen Dr. Nobiling an das hiesige Gymnasium versetzt worden.

Wie übertrieben wird. Am Karnevalsdienstag trafen wir in aller Frühe im Café Central unseren guten Bekannten, Leutnant Plinio de Carvalho, denselben schneidigen Herrn, den der Deputierte Mauricio de Lacerda neulich vor die Pistole forderte. Er sah etwas zerkratzt aus und erzählte uns, daß er im Casino von einem kleinen Unbekannten beleidigt worden sei, was zu einem kleinen Konflikt Anlaß gegeben habe. Sein Humor schien dabei gar nichts gelitten zu haben, denn er erzählte quatschvergnügt.

Wie die Sache sich zugetragen habe. Wie groß war nicht unsere Verwunderung, als wir an demselben Tage in einer Zeitung lasen, Leutnant Plinio sei durch einen Dolchstich am Kopfe verwundet worden und habe darauf seine Gegner mit seinem Revolver in die Flucht geschlagen. Der Reporter hatte eine Parfümspritze, die jemand während des Konfliktes dem Leutnant an dem von der heißen Sonne Matto Grossos gebräunten Kopf geworfen, für einen Dolch, und seine nervige Faust, die er seinen Angreifern unter der Nase gehalten, für einen Revolver gehalten. Durch solche Uebertreibungen entstehen die Gerüchte, daß in São Paulo sogar die Casino-Damen Dolche tragen.

Familiennachrichten. Herr Antenor Carnier zeigt seine Vermählung mit Fräulein Edvina Frazão an. Unseren aufrichtigen Glückwunsch.

Die Kaffeewalorisation in Deutschland. Einem dem Finanzsekretär vom Valorisationskomitee zugegangenen Telegramm zufolge hat die Reichsregierung, wie schon früher gemeldet, den Beschwerden einzelner interessierter Kreise über die Kaffeewalorisation keinerlei Bedeutung beigelegt. Die von ihr veranstaltete Enquete hat ergeben, daß sie vollkommen unbegründet sind.

Mord auf einer Fazenda. Auf der Fazenda „Felicissima“ im Munizip São Carlos wurde der Kolonist Ibraç Salles von einem anderen Kolonisten namens Joaquim Pinto durch Revolverschüsse ermordet. Der Grund dieser Tat soll ein ganz lächerlicher gewesen sein. Können unsere italienischen Freunde nicht herausrechnen, daß an diesem Morde die Staatsregierung schuld ist?

Stadtreinigung. Ein in der Rua Visconde de Parnaíba wohnhafter Herr hat sich in einer landessprachlichen Zeitung über den schlechten Straßenreinigungsdienst beschwert. Die Mülleimer bleiben in der genannten Straße manchmal bis über Mittag auf den Bürgersteigen stehen, so daß die Anwohner jener Straße sich manchmal gezwungen sahen, sie wieder in den Hof zu stellen. Der Mann kann sich trösten, denn anderen Leuten geht es nicht besser. Nur die ganz zentralen Straßen haben den Vorzug, von den Müllwagen in der Frühe besucht zu werden. In allen anderen Straßen stehen die nicht gerade dekorativ wirkenden Eimer bis Mittag und manchmal auch bis Abend. Noch an dem gestrigen Sonntag sahen wir in einem dem Zentrum sehr nahe gelegenen und besonders verkehrsreichen Straße um zehn Uhr die Eimer auf den Trottoiren stehen. Manche von ihnen waren von Hunden umgeworfen und durchwühlt, — die Trottoire sahen einfach wunderbar aus: Kartoffelschalen, Hühnerfeder, Frucht- und Knochenabfälle bildeten ein entzückendes Stillleben. Ein Fremder mußte nur durch diese Straße gehen, um von São Paulo einen Eindruck zu gewinnen, der zu dem von J. de Barros gewonnenen im krassesten Widerspruch steht. — Wir haben eine privilegierte Straßenreinigungs-Gesellschaft und das genügt uns vollkommen — die Reinlichkeit selbst können wir entbehren.

Wo bleiben die Sprengautos? An den Karnevalstagen sah man, wie wir wiederholt berichteten, sowohl auf der Avenida Paulista wie im Zentrum der Stadt Sprengautos. Sie sind jetzt aber wieder verschwunden und so hat die Präfektur die Sprengung wirklich nur für einen Karne-

valsscherz gehalten. Jetzt werden wir wohl wieder bis zum nächsten Fasching keine andere Strassensprengung haben als die, welche der gütige Himmel besorgt. Es hieß seinerzeit, daß die Strassensprengung deshalb unterbleibe, weil die Autos nicht funktionierten. Jetzt wissen wir aber, daß dieses nicht der Fall ist, denn die Maschinen haben an den Karnevalstagen wirklich tadellos funktioniert. Die Sprengung ging recht schnell von statten und war sehr gründlich. Die Autos haben also ihre Aufgabe ganz famos erfüllt und sie durften nicht mehr aus dem Dienst gestellt werden. — Man wird wieder den Wassermangel erwähnen. daran glaubt aber kein vernünftiger Mensch, denn der Tieté und der Tamanduatehy haben Wasser mehr als genug. Man braucht nur Pumpen aufzustellen und der Not ist abgeholfen. Die Autos fahren auch mit ihrer Wasserlast sehr schnell, so daß sie von irgendwelchem der beiden Flüsse die Stadt in wenigen Minuten erreichen können. Man ist also absolut nicht darauf angewiesen, die Sprengautos mit dem Wasser der Leitung zu füllen, denn die Füllung vom Fluß bedeutet einen sehr geringen Zeitverlust. — Es ist aber wohl umsonst, Herrn Duprat zu beweisen, daß die Straßen gesprengt werden müssen, denn er ist nicht zu bekehren. Ihm gefällt der Staub und deshalb glaubt er, daß der auch anderen Leuten gefallen müsse.

Familiennachricht. Der Lithographiebesitzer Luis Gräpel ist gestern früh nach langem schweren Leiden, von dem er vergeblich in Europa Heilung gesucht, im besten Mannesalter gestorben. Alle die den Verstorbenen und seine vortrefflichen Charaktereigenschaften kannten, werden sein Ableben aufrichtig beklagen. Wir sprechen den Hinterbliebenen unser Beileid aus.

Wie eine Kirche gegründet wird. Der suspendierte Priester Amorim Correa arbeitet still und fleißig an dem Ausbau seiner brasilianischen Kirche. Wie nicht anders zu erwarten war, hat er aus allen Himmelsrichtungen Briefe erhalten, die ihn ermuntern, den eingeschlagenen Weg weiter zu verfolgen. Die große Mehrzahl der Luso-Brasilianer sind trotz der offiziellen Zugehörigkeit zur römisch-katholischen Kirche nie richtige Katholiken gewesen. Sie sind katholisch getauft und bei der Kirche geblieben, weil sie eben nichts anderes hatten. Das Wort „brasilianische Kirche“ imponiert ihnen und sie kommen Pater Correa zugeströmt.

Der neue Reformator wird diese ihm günstige Stimmung ausnutzen und das Eisen schmieden, solange es warm ist. Er wird an das Volk ein Manifest erlassen, von dem man schon erfährt, daß es sehr gründlich sei, und dann werden seine Anhänger hinausziehen, um die neue Lehre zu predigen. Wie wir hören, werden alle Priester, die mit der Kirche zerfallen, ihr Kleid ausgezogen haben, in die Dienste des neuen Patriarchen treten, und eine Anzahl bekannter Kirchenfeinde werde dasselbe tun. Daß dem Schisma die Unterstützung der Presse nicht fehlen wird, ist selbstverständlich, denn die Zeitungen unterstützen bekanntlich alles, was national ist, also müssen sie auch einer Kirche, die als Ursprungsbezeichnung die nationale Marke trägt, ihr Wohlwollen bezeigen.

Der Bischof von Campinas, Dom João Nery, in dessen Diözese das Schisma ausgebrochen, ist von

dem Gange der Dinge wenig erbaut und meint, die Regierung dürfe diese Bewegung nicht dulden. Dabei verkennt er die Stellung des Staates zur Kirche. Die haben beide miteinander nichts zu tun; der Staat darf sich in kirchliche Dinge nicht mischen, und wenn er es dennoch täte, dann würde er der nationalen Kirche den allerbesten Dienst erweisen, denn nichts verbreitet sich so schnell als eine verbotene Lehre.

Diebstahl oder Theater. Am Freitag morgen in aller Herrgottsfrühe erschien auf der Zentralpolizei eine ganze durchmächtigte Gesellschaft und erzählte dem diensttuenden Delegado, Herrn Mascarenhas Neves, eine lange Geschichte, die wohl sehr glaubwürdig klingt, die aber doch nicht ganz überzeugt. Die Hauptperson der Gruppe, ein junger elegant gekleideter Herr, gab an, die Nacht mit zwei seiner Freunde und seiner Geliebten durchbummeln zu haben. Um etwa viereinhalb Uhr morgens habe er die Gesellschaft eingeladen, in einem Restaurant an der Ponte Grande zu frühstücken. Sie haben das Automobil Nr. 1170 genommen und sind nach der genannten Vorstadt hinausgefahren, wo sie in einem Restaurant sehr gut frühstückten. Während des Essens hat der Gastgeber, weil es sehr heiß war, den Roek ausgezogen und ihn über die Stuhllehne gehängt. Als es nun zum Zahlen kam — und die Rechnung war nicht klein —, da vermißte der Herr seine Brieftasche. Er schlug sofort Alarm und behauptete, um 500 Milreis bestohlen worden zu sein. Der Chauffeur und der Gastwirt fühlten sich verdächtigt und protestierten. Der Bummel fand seinen Abschluß auf der Polizei. Die Sache wird untersucht.

Fleischpreise. Vor einigen Monaten, als sich das Volk wegen des Steigens der Fleischpreise aufregte, hörte man, daß die kompetenten Behörden schon Mittel und Wege finden würden, um diesem Uebel abzuhelfen. Wochen und Monate sind vergangen, die Fleischpreise sind aber dieselben geblieben, und jetzt hört man nichts mehr davon, daß die Absicht bestehe, die Teuerung durch wirksame Mittel zu bekämpfen. Und doch geht es auf die Dauer so nicht weiter. Die Situation des ärmeren Standes wird unhaltbar und die letzte Wirkung der Teuerung kann nur die sein, daß der Aufschwung der Stadt durch den Mangel an Arbeitern aufgehalten wird. Die Teuerung schreckt die Leute ab; sie suchen sich anderswo eine Beschäftigung, wo der Zwischenhandel die Lebensmittel nicht um fünfzig Prozent verteuert, und São Paulo bekommt nicht die nötigen Arme, die es für seine Bauarbeiten bedarf.

Vor einiger Zeit wurde aus Uberaba gemeldet, daß die Zwischenhändler, die das Vieh von den Campos nach den Schlachthäusern bringen, an einer einzigen Viehtruppe vierzig und mehr Contos verdienen. Wir dachten, daß diese authentische Meldung die Behörden zum Eingreifen veranlassen werde, das ist aber nicht geschehen. Die Zwischenhändler sind in ihrem Geschäft weder in Minas noch im Staate São Paulo gestört worden, sie verdienen nach wie vor ihre fünfzig Prozent und das Volk hat die Rechnung zu zahlen.

Queixou se ao bispo. Recht schlimme Erfahrungen machte ein gewisser João Mendes da Costa bei der Vorbringung einer Beschwerde gegen

einen pflichtvergessenen Wagenführer der Light and Power Co. im Wagenschuppen der Braz. Nachdem er seinem Aerger Luft gemacht, wurde er mit Schimpfwörtern seitens der umstehenden Motomeiros und Schaffner förmlich überschüttet. Ein Motomeiro vergaß sich sogar soweit, den Mann anzugreifen und ihm mit einem Eisenstab einen Hieb über den Kopf zu versetzen. Der Hieb hinterließ eine ziemlich schwere Verwundung. Der Motomeiro ergriff nach der Untat die Flucht.

Die Wagenführer und Kondukteure der Light sind mit wenigen Ausnahmen die Brutalität in Person. Eine Empfehlung für die Direktion ist das gerade nicht.

Municipalkammer. In der gestrigen Sitzung zeichnete sich der Stadtverordnete Dr. Armando Prado, einer der wenigen Stadtväter, welcher mit dem Präfekten nicht in dasselbe Horn bläst und hin und wieder eigene Ideen hat, besonders durch Nengier aus. Er wünschte allerlei zu wissen, worüber sich die städtische Exekutive ebenso systematisch wie gründlich ausschweigt. So interpellierte er über die Stellungnahme der Präfektur gegenüber dem Projekt der Formierung eines Platzes zwischen den Straßen Direita, S. Bento und Libero Badaró, an der Stelle der zelebren quatro cantos. Ferner verwies Dr. Armando Prado auf den erbärmlichen und jeder Beschreibung spottenden Zustand der Rua Libero Badaró. Auf der einen Seite sind die Häuser schon seit über Jahr und Tag niedergelegt. Wäre man sofort daran gegangen, die dadurch gewonnenen und so und so viel Meter Meter Breite wenigstens provisorisch so herzurichten, daß die ganze Straße mit Fuhrwerken befahren werden kann, so würde das Stadtzentrum erheblich entlastet worden sein.

Zu dem durch die Häuserniederlegung entstandenen Chaos ist aber ein noch viel größeres gekommen. Das gewonnene Terrain wird ungenutzt zur Lagerung von allerhand Baumaterial benutzt. Nicht das Publikum, wie es doch sein sollte und sein müßte, ist Herr der Straße, sondern die Bauherren, welche in ihr Gebäude aufführen lassen bzw. die Baumutternehmer. Früher, als keine Straßenbahnwagen durch die Straße fahren, konnte man sie zur Not trotz des Miniaturtrottoirs noch einigermaßen passieren. Man ging eben auf dem Pflaster. Jetzt ist das ohne Lebensgefahr aber nicht mehr möglich. Das eklatanteste Beispiel unserer kommunalen Mißwirtschaft liefert ein großer Sandhaufen, der schon tagelang existiert und sich just an der einzigen Haltestelle der Straßenbahn am Kängang der Straße von der Ladeira São João aus befindet. Man muß erst den Haufen überklettern, bevor man in den Bond gelangen kann. Dieselbe Kletterpartie beim Aussteigen! Dabei begegnet man fast an jeder Straßenecke einem Kammerfiskal. Und der Grund einer so skandalösen Verwahrlosung? Er liegt nahe genug. Der König der Straße ist Herr Conde de Prates, der reichste Mann des Staates, der noch nebenbei Gesinnungs- und Standesgenosse des Präfekten ist. Beide gehören der Aristokratie von päpstlichen Gnaden an.

Dr. Armando Prado legte schließlich auf den Tisch des Hauses einen das früher eingebrachte Projekt zur Regelung der Prostitution bzw. ihrer Einschränkung substituierenden Entwurf nieder, auf den

Gelegentlich der Diskussion noch ausführlich zurückkommen werden.

Ein Mord von seltener Niedertracht wurde am Freitag vormittag in der Avenida Condessa São Joaquim verübt. Diese neue Straße, die die Avenida Brigadeiro Luiz Antonio mit der Rua Liberdade verbindet, wird gepflastert und an dieser Arbeit sind zahlreiche Männer beschäftigt, die, wie es selbstverständlich ist, kein einnehmendes Aeußeres haben. Diese Leute haben nur eine Stunde Mittagspause, die absolut nicht ausreicht, um nach Hause zum Essen zu gehen und deshalb bereiten sie ihr frugales Mahl auf der Straße selbst, wo sie beschäftigt sind, und man kann es ihnen wohl nicht verdenken, daß sie dabei ein schattiges Plätzchen aufsuchen. Am Freitag vormittag um elf Uhr ließen sich einige dieser Arbeiter vor dem Hause Nr. 6 der genannten neuen Straße nieder, um ihr Frühstück zu verzehren, als ein Fenster aufging und sie von einer jungen Frau angeschrien wurden, daß sie ihr Haus beschmutzten. Die Männer waren nicht wenig überrascht, als sie die kreischende Stimme vernahmen; da sie mit einer Frau aber keinen Skandal provozieren wollten, so gaben sie zur Antwort, daß es gar nicht ihre Absicht sei, das Haus zu beschmutzen. Sie würden die Schalen der von ihnen verzehrten Bananen wieder mitnehmen. Darauf schlug das Frauenzimmer das Fenster zu und bald erschien sie in Begleitung von zwei Männern und mit einem Spazierstock bewaffnet, um die Arbeiter von ihrem Platze zu verjagen. Ein Wort gab das andere und die Frau griff einen der Arbeiter mit ihrem Stocke an. Der wich aus. Jetzt ergriff der jüngere der Männer, wie man später erfuhr, ein Bruder der Megäre den Stock und drang auf denselben Arbeiter ein, der zu seiner Verteidigung ein Messer zog. Bei dem Anblick der Waffe sprang der angreifende Mann zurück, riß einen Revolver aus der Tasche und schoß dem Arbeiter eine Kugel in die Herzgrube, sodaß derselbe sofort tot auf den Boden fiel. Als die Polizei erschien, waren die beiden Männer, Vater und Bruder der Frau, verschwunden und nur sie selbst konnte festgenommen werden. Es handelt sich um die portugiesische Prostituierte Ludorina da Fonseca. Auf der Polizei behauptete sie, von der Arbeiterin zuerst beschimpft und dann angegriffen worden zu sein, zahlreiche Zeugen, Leute, die mit dem Fall nichts zu tun haben, die aber die Szene mit angesehen, sagen jedoch das direkte Gegenteil. Der Mörder, ein gewisser Accacio Cardoso, soll schon vor drei Jahren einen Menschen in der Vorstadt Braz ermordet haben. Die Familie ist also höchst nobel und wohlberechtigt, sich die schmutzigen Arbeiter mit dem Knüttel und den Revolver vom Leibe zu halten. Der Erschossene war spanischer Nationalität und hieß Manoel Garcia Gonçalvez. Er war 47 Jahre alt und Vater von sieben minderjährigen Kindern. Das Messer, mit dem er sich gegen Cardoso verteidigte, war keine eigentliche Verteidigungswaffe, sondern ein ganz gewöhnliches Tischmesser, nur dazu bestimmt, Brot und Käse zu schneiden. Erwähnenswert ist noch, daß Accacio Cardoso der Bruder eines Geheimpolizisten ist.

Wieder ein Mord. Die Polizeichronik ist wieder um einen skandalösen Fall bereichert worden. Am Sonntag morgen um etwa drei Uhr erschoss der Maurer Virgilio Turci seine in der Rua Gus-

Die besten deutschen Hausmittel

Anker-Pain-Expeller
 Zuverlässigste schmerzstillende Einreibung bei Hals-, Brust- und Rückenschmerzen, Gicht, Rheumatismus, Erkältungen usw. — Ueber vierzig Jahre in allen Erdteilen mit grösstem Erfolg im Gebrauch.
Unübertroffen! Unentbehrlich!

Anker-Sarsaparillian
 reinigt und erneuert das Blut. Vorzüglichstes Mittel b. Säf. eintmischung, Hautausschlägen Ueberraschende Erfolge auch in veralteten Fällen Glänzende Zeugnisse!

Kongo-Pillen
 bestens bewährt bei Verstopfung u. Darmträgheit. Mild abführend. Sehr leicht einzunehmen!

Erhältlich in den Apotheken u. Drogerien.

Allein ge Fabrikanten
F. Ad. Richter & Cie, Rudolstadt (Thür.)
 Bedeutendste Fabrik pharmazeutischer
 ::: Spezialitäten in ganz Deutschland :::
 Weitere Verkaufsstellen werden errichtet.

Nur echt  **mit Anker**

mões 15 wohnhafte Geliebte, die 22 jährige Rosaria da Conceição. Der Maurer, ein junger Mann von 26 Jahren, besuchte seit längerer Zeit das Haus des Mädchens, das zu der zahlreich vertretenen Klasse der Prostituierten gehörte. Er verdiente nicht viel, aber was er verdiente, das gab er für Rosaria hin. Trotz alldem wurde sie seiner überdrüssig, denn er zeigte einen unausstehlichen brutalen Charakter. Vor etwa einem Monat erschien Rosaria auf der Polizei, um sich über den Geliebten zu beschweren. Dieser wurde nun auf die Delegation gerufen, aber die Warnungen nutzten nichts. Virgilio kehrte wieder und war noch schlimmer als vorher. In der letzten Woche besuchte er sie nicht und sie war schon ganz froh. Am Sonntag morgen tauchte er aber wieder auf und verlangte mit Drohungen Eintritt. Rosaria war so unvorsichtig, ihn hereinzulassen, und das war ihr Verderben, denn Virgilio schoß sie nieder. Nach vollbrachter Tat ergriff der Mörder die Flucht, aber er wurde an der Ecke der Rua Aurora und Couto de Magalhães von den ihn verfolgenden Polizisten gefangen genommen. Auf der Polizei gab er alles mit empörendem Zynismus zu und zeigte sich sehr verwundert, daß man ihn nicht für einen Helden hielt.

Das ist wieder ein Fall, der einem jungen Advokaten dazu dienen kann, für sich Reklame zu machen, denn bei einem solchen Verbrechen ist es leicht nachzuweisen, daß der Mörder seiner Sünde nicht mächtig war, und für einen solchen Nachweis haben unsere Geschworenen immer ein Verständnis.



Einwanderung. Im Monat Januar kamen 12.083 Einwanderer in Santos an. Sie hatten zusammen 3078 Volumen Gepäck.

Mord. Die polizeiliche Untersuchung des Mordes in der Avenida Condessa São Joaquim hat Dinge zu Tage gefördert, die unserer Justiz oder besser unserem Schwurgericht ein sonderbares Zeugnis ausstellen. Der Mörder des spanischen Arbeiters Manoel Gareia Gonzalez, Accacio Cardoso, hat schon zwei schwere Verbrechen begangen: Am 2. November 1909 hat er in der Rua Maria Domitilla auf den Soldaten Antonio Francisco sechs Schüsse abgegeben und diesen am Kopfe verletzt. Wegen dieses Mordversuches prozessiert, ist er von dem Schwurgericht freigesprochen worden. Am 10. Februar 1911 hat er in derselben Straße einen gewissen Amadeu de Sanctis erschossen; das Schwurgericht hat ihn aber wieder freigesprochen und da alle guten Dinge drei sind, so steht zu erwarten, daß dieser Bandit, falls er gefangen und prozessiert werden sollte, noch einmal freigesprochen werden wird.

Die Zeugenvernehmung auf der Polizei ist abgeschlossen. Aus ihr geht mit absoluter Sicherheit hervor, daß Gonzalez das Messer, mit dem er sich verteidigte, schon vor dem Angriff in der Hand gehabt hat. Es war ein ganz gewöhnliches Tischmesser, mit dem der Arbeiter Käse geschnitten hatte. Als er von Accacio Cardoso mit dem Knüttel angegriffen wurde, wehrte er den Schlag mit diesem Messer ab.

Accacio ist und bleibt verschwunden, seinen Vater hat man aber entdeckt und verhaftet. Der Alte ist an dem Morde nicht beteiligt, denn er hat in dem Streite sich ziemlich passiv verhalten. Die Prostituierte Ludorina, die den ganzen Fall verschuldete, wird noch gefangen gehalten, aber man muß sie leider freilassen, denn sie kann eines Verbrechens nicht beschuldigt werden.

Es ist sehr bezeichnend für unsere „moralische“ Stadt, daß ein Frauenzimmer von der Qualität dieser Ludorina, ein so großes und elegantes Haus bewohnen kann wie das Haus Nr. 6 in der Avenida Condessa de São Joaquim und daß eine Prostituierte sich das Recht herausnimmt, zum Fenster heraus Leute anzuschreien, die auf der, allen freistehenden, Straße das tun, was ihnen die Municipalgesetze gestatten, denn es ist, wie es ein jeder wissen dürfte, erlaubt, daß die Straßenarbeiter auf dem Bürgersteig ihr Frühstück einnehmen. Das kommt daher, weil den Weibern dieses „Berufes“ hier Rechte eingeräumt werden, welche andere Leute nicht genießen. Wenn anständige Menschen sich ein Vergnügen daraus machen würden, Vorübergehende anzulocken, dann würde die Polizei das ganz bestimmt nicht dulden, wenn aber die Prostituierten jeden Passanten anquatschen und ihm obszöne Worte nachrufen, dann fühlen sich die wenigsten Polizisten bemüßigt, diesen Unfug zu verbieten. Wenn ein Polizist dieses tut, dann ist er in der Regel ein Anfänger; länger gediente Leute sind so abgestumpft, daß sie durch die Ungezogenheit der Weiber sich absolut nicht aus der Ruhe bringen lassen; sie schütteln höchstens den Kopf dazu. Vielleicht wird es nach der Einführung des von Herrn Armando Prado beantragten Bordellgesetzes hierin besser — vielleicht!

Was hat den Paulistanern der Karneval gekostet. Einer unserer Kollegen hat sich

der Mühe unterzogen, zu berechnen, was der Karneval den Paulistanern gekostet hat. Er kommt zu dem Schluß, daß in den Karnevalstagen nicht weniger als viertausend Contos ihren Besitzer gewechselt haben. Ausländische Lancaperfumes sind rund fünfzigtausend Dutzend verkauft worden und man kann annehmen, daß 1.500 Contos auf die Kleider, die Haare und die Augen verspritzt worden sind. Die Automobile — diese hat São Paulo jetzt mehr als 1200 — waren alle vermietet. Sie kosteten dreißig Milreis per Stunde und für den Corso auf der Avenida wurden 600 Milreis pro Auto gezahlt. Die Bonds der Light beförderten in den drei Karnevalstagen mehr als 700.000 Personen; für die Miete der Fenster und Türen in den Straßen Direita und 15 de Novembro wurden 300 Milreis gezahlt. — Auf diese Weise können die 4000 Contos leicht zusammenkommen. Die Zeiten sind eben gut und das Geld ist rund.

Ueberfahren. In der ersten Karnevalsnacht wurde in der Nähe des Hippodroms ein unbekannter älterer Mann von einem Bond der Bresser-Linie überfahren und auf der Stelle getötet. Er wurde beerdigt, ohne daß seine Identität festgestellt worden wäre. Das ist erst am Montag bekannt geworden. Auf der Polizei erschien ein gewisser Isaia Rioli, der die Photographie der Leiche sehen wollte und er erkannte auf dem Bilde auch wirklich seinen Vater, Giuseppe Rioli. Da der Mann an einer sehr mangelhaft beleuchteten Stelle sich über die Geleise gelegt hatte, so trifft den Motorführer keine Schuld an dem Fall.

Ertrunken. Die kleinen Flüsse Tieté und Tamanduatehy haben wieder Opfer gefordert. In dem ersteren Flusse ertrank am Sonntag abend der in der Quinta Parada wohnhafte 27jährige Luis de Oliveira und am anderen Tage fand man in der Nähe der São Caetano-Brücke die Leiche des 6jährigen Francisco Machado, der am Sonnabend beim Baden ertrunken war. Die zahlreichen Unfälle im Wasser können nur durch den ans Fabelhafte grenzenden Leichtsinne erklärt werden, mit dem Leute, die vom Schwimmen auch nicht die geringste Ahnung haben, sich dem Wasser anvertrauen. Sogar kleine Kinder werden zum Baden gelassen oder man gestattet ihnen das Angeln ohne jede Aufsicht. Und da wundert man sich, daß die beiden Flüsse soviel Opfer fordern.

Ein Ueberfall. Am Montag morgen um etwa drei Uhr wurde an der Ponte Grande ein Automobil, in dem ein Herr und eine Frau saßen, von acht Individuen überfallen, die ein großes Holzstück über den Weg gelegt hatten. Trotzdem gelang es den Uebeltätern nicht, die in dem Auto sitzenden Personen anzufassen. Wenige Schritte von der Stelle des Ueberfalles trafen die Automobilisten den Polizisten Raymundo de Andrade und erzählten ihm den Fall. Dieser Mann hatte den großen Mut, sich der noch zusammenstehenden Gruppe zu nähern und sie für verhaftet zu erklären. Die Unbekannten zogen ihre Revolver, aber als sie in der Hand des Soldaten den Säbel sahen, kniffen sie aus. Der Soldat verfolgte sie und dabei erhielt er von einem der Flicherden eine Kugel in die Schulter. Die Schießerei rief andere Leute herbei und mit deren Hilfe gelang es dem leicht verletzten Soldaten, zwei der Individuen zu verhaften. Sie heißen Manuel Rodrigues und Antonio Martins.



Bundshauptstadt.

Für die deutsche Ausbildung ist in einem langen Tagesbefehl auch das Generalkommando der Nationalgarde eingetreten. Der Oberleutnant J. A. Coelho Ramalho, der in Deutschland gedient hat, hat auf Grund seiner Erfahrungen in der deutschen Heere ein „Projekt zu einem Manöverreglement für die Infanterie“ veröffentlicht, von dem er dem Generalkommando der Nationalgarde ein Exemplar stellte. Das Kommando ließ die Schrift durch eine Kommission der Generalstabsoffiziere prüfen, deren Vorsitz der Bundessenator Dr. Fernando Mendes de Almeida hatte. Den Bericht der Kommission veröffentlicht der General João Claudino de Oliveira Cruz in seinem Tagesbefehl in vollem Wortlaute. Der Bericht kommt zu dem Schlusse, daß gerade das Buch des Oberleutnants Ramalho beweise, wie wünschenswert es sei, das deutsche Ausbildungssystem wenigstens versuchsweise bei uns einzuführen. Da Herr Mendes de Almeida nicht nur als einflußreicher Politiker, sondern auch als Herausgeber der weitverbreiteten „Jornal do Brasil“ eine bedeutende Stellung einnimmt, so verdient sein Bekenntnis zum deutschen Instruktionssystem vermerkt zu werden. Hoffentlich zieht Herr Mendes de Almeida auch die Konsequenzen und wirkt im Kongreß im selben Sinne. Das darf man eigentlich erwarten, denn der Senator gehört zu denen, die am eifrigsten für die wirkliche Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht eintreten. Wer aber die will, der muß auch eine völlige Aenderung unserer bisherigen militärischen Ausbildung wollen.

Die Exzesse der Soldateska in Cruz Alta im Staate Rio Grande do Sul haben wieder einmal mit erschreckender Deutlichkeit gezeigt, wie es in Wirklichkeit um unser sogenanntes Heer bestellt ist. Der Auswurf der Menschheit findet sich in diesen ganzen, halben und viertel Regimentern zusammen, und ist die Zügellosigkeit schon hier in Rio schlimm, so kennt sie weit draußen in den fernen Garnisonen des Südens, Westens und Nordens überhaupt keine Grenzen. Leider wissen gerade die Bewohner von Rio Grande do Sul das schlimmste Lied von der Soldateska zu singen, denn die Vorgänge von Cruz Alta bilden durchaus keine Ausnahme, sondern sie wiederholen sich mit großer Regelmäßigkeit dort und anderwärts im Staate. Bei dem starken Prozentsatz ausländischer Bevölkerung in Rio Grande do Sul, die häufig in Mitleidenschaft gezogen wird, kann man sich den Wiederhall im Auslande vorstellen. Schon die Rücksicht auf den guten Ruf des Landes müßte die Regierung endlich veranlassen, wenigstens in dem betriebsamen Südstaate mit dieser Art von Heer aufzuräumen. Daß die dort garnisonierenden Regimente oder vielmehr Gerippe von Regimentern bei einem feindlichen Angriff das Land zu schützen vermöchten, glaubt wohl niemand. Die Argentinier, die als Feinde im Süden allein in Betracht kämen, würden mit der Soldateska gründlich aufräumen, denn sie besitzen ein wirkliches Heer. Und da unsere Garnisonen diesen ihren einzigen Existenzzweck zu erfüllen nicht fähig sind, so sollte man den Staat Rio Grande do Sul so schnell als möglich von ihnen zu befreien suchen, da sie nur ein Element der Unruhe bilden und Leben und Eigentum der Bewohner ständig gefährden. Zum allerwenigsten aber sollte man sie durch regelmäßige

Soldzahlung wenigstens einigermaßen friedlich stimmen, denn es ist begreiflich, daß die ewigen Rückstände in der Zahlung des ärmlichen Soldes nicht geeignet sind, die zügellosen Gesellen zu zähmen. Wir haben zwar zurzeit einen Soldaten an der Spitze der Republik. Daß sich aber die Soldaten deswegen der Autorität der Behörden eher beugten, kann man nicht sagen. Im Gegenteil, sie sind noch arroganter und unverschämter geworden. Denn sie fühlen sich als Kaste, die einen der ihrigen an die Spitze der Regierung gesetzt haben. Mit dem Volke und dem Lande identifizieren sie sich nicht, weil sie Söldner sind und kein Volksheer.

Ein Gedenktag, den die Presse nicht unbeachtet vorübergehen lassen sollte, war der 5. Februar. An diesem Tage des Jahres 1811 unterzeichnete in Rio de Janeiro D. João VI. auf Bitten des Gouverneurs und Generalkapitäns von Bahia, Grafen Arcos, das Dekret, das die Errichtung der ersten Druckerei in der alten Hauptstadt Brasiliens gestattete. Unter der portugiesischen Kolonialherrschaft war neben manchen anderen Dingen auch das Drucken in Brasilien verboten, denn es erschien dem System der Bevormundung und Ausbeutung, das Portugal gleich anderen Kolonialmächten befolgte, nicht angemessen, wenn in der Kolonie selbständige Druckerzeugnisse erschienen. Wie leicht konnte da der Geist des Aufruhrs gesäet werden! Erst die Uebersiedlung des Hofes nach Brasilien brachte die Gleichstellung der nunmehr zum Königreiche erhobenen Kolonie mit dem Mutterlande. Die erste Druckerei durfte in Rio eröffnet werden, Bahia und Pernambuco folgten. Von da ab hat die Entwicklung der Druckerei und damit auch der Presse rasche Fortschritte gemacht; heute, 102 Jahre später, geschieht des Guten fast schon zuviel.

Baron von Rio Branco. Am 10. d. M. jährt sich der Todestag unseres unvergeßlichen Kanzlers. Zur Erinnerung veranstaltet das Centro Civico Sete de Setembro einen Besuch des Grabes des Barons. Es hat alle Ministerien, Regimente, Kriegsschiff-Besatzungen, Behörden, Akademien, Gymnasien und viele Vereine eingeladen, sich an dieser Demonstration zu beteiligen und auch Blumen und Kränze zum Schmucke des Grabes beizusteuern.

Einen blutigen Karneval hat der Diener Olympio Conceição de Oliveira veranstaltet. Als er noch bei der Sanitätsverwaltung angestellt war, lernte er die 17jährige Laura Borges kennen, die in der Rua da Misericórdia 61 wohnt. Er machte ihr den Hof, und seine Liebe wurde von dem Mädchen erwidert. Die Tante Lauras und ihre Patin Maria Benedieta Bomfim, mit denen sie zusammenwohnt, wollten jedoch von der Liebchaft nichts wissen und suchten zu verhindern, daß die beiden sich sahen. Da der Dienst bei der Sanitätspolizei ihm sehr in Anspruch nahm, gab Olympio diese Stellung auf und trat als Diener bei dem Dr. Chaves Faria in der Rua S. Raphael ein. Er sah Laura nun öfters und gab die Hoffnung nicht auf, daß die Heirat doch zu Stande kommen werde. Das Mädchen aber gab schließlich dem Zureden der Tante und der Patin nach und erteilte Olympio eine Absage. Der junge Mann wollte sich damit nicht zufriedengeben und schrieb einen Brief, in dem er nochmals die Heirat antrug. Aber die Antwort fiel wieder verneinend aus. In seiner Liebesverrücktheit beschloß Olympio

man, Laura zu töten, damit sie keinem anderen angehören solle. Er wußte, daß Laura in Begleitung ihrer Patin nach der Avenida gehen werde, um den Karnevalstrubel anzusehen. Er stellte sich deshalb an der Ecke der Rua S. José und Misericordia auf die Lauer. Als die beiden Frauen auftauchten, richtete er den Revolver auf Laura und drückte los. Der Schuß versagte jedoch. Ehe er den zweiten abgeben konnte, hatte sich Maria Bomfim schützend vor ihr Patenkind gestellt. Olympio feuerte nun schnell hintereinander fünf Schüsse ab, von denen einer Maria Bomfim in die Brust traf. Sie fiel zu Boden und verschied auf der Stelle. Laura warf sich weinend über die Leiche. Das wurde ihre Rettung, denn der Mörder glaubte, er habe auch sie getroffen und gab den letzten Schuß auf sich selbst ab. Er wurde schwerverletzt nach der Krankenabteilung des Gefängnisses gebracht, wo er hoffnungslos darniederliegt. Die Frau, die für das Patenkind ihr Leben gelassen, wurde auf dem Friedhof S. Francisco Xavier bestattet. Uebrigens wurde auch ein gänzlich unbeteiligter Passant in Mitleidenschaft gezogen, der Kaufmann Antonio Soares aus der Rua do Hospicio, der eine Kugel ins Bein erhielt. Da die Tat an einer sehr verkehrsreichen Stelle vollzogen wurde und Olympio blindlings darauf los schoß, ist es ein wahres Wunder, daß nicht noch mehr Leute getroffen wurden.

Eine eigenartige Sache beschäftigt augenblicklich die Behörden des 15. Polizeibezirks. Dort lief vor einigen Tagen die Anzeige ein, daß der in der Rua Affonso Penna wohnhafte Alexandre Domingos Motta ein dreizehnjähriges Mädchen, namens Juracy Nunes da Silva, entehrt habe. Der Delegat des 15. Bezirks erbat sich von der Polizeidirektion einen Kriminalagenten zur Untersuchung der Angelegenheit. Der Agent Hildebrand legte sich in der Nähe der Chacara, in der Motta wohnt, auf die Lauer. Bald lief ihm Juracy in die Hände, die auf Befragen zugab, daß Motta sie am 17. Januar entehrt habe. Sie wohne mit ihrer Mutter auf der Chacara mit Motta zusammen, und als an jenen Tage ihre Mutter abwesend war, habe Motta sich die Gelegenheit zu Nutze gemacht. Während das Mädchen noch erzählte, erschien der Angeschuldigte selbst, den Hildebrand sofort verhaftete. Auf der Wache gab Motta die Tat ohne weiteres zu und erklärte sich bereit, das Mädchen zu heiraten. Er lebe mit einer gewissen Regina zusammen, durch die er Anna Rosa da Silva und ihre Tochter kennen gelernt habe. Das Mädchen bestätigte das. Sie habe anfangs Regina besucht, aber bald habe Motta begonnen, ihr den Hof zu machen. In der ersten Zeit sei er ihr sehr zuwider gewesen, schließlich jedoch habe sie große Zuneigung zu ihm gefühlt. Da sie auf derselben Chacara wohnt, so sei es ihnen leicht gewesen, sich zu jeder Stunde zu sehen. Am 17. Januar sei sowohl ihre Mutter als auch die Fremdin Mottas ausgegangen, und bei dieser Gelegenheit habe sie den ständigen Bitten ihres Liebhabers nachgegeben. Von einer Heirat mit ihm wolle sie jedoch nichts wissen, denn er würde sie nachher doch verlassen. Angesichts dieser eigenartigen Weltklugheit einer Dreizehnjährigen entschloß sich der Polizeidelegat, das Mädchen nicht zu ihrer Mutter zurückzuschieken, sondern dem Asyl für verwahrloste Minderjährige zu übergeben. Motta wurde in Haft behalten.

Nochmals die Bundesanleihen. Neulich wiesen wir darauf hin, daß die Bundesanleihen infolge der Ueberschwemmung des Marktes mit dem Material der 105.000 Contos-Anleihe einen unglaublichen Tiefstand erreicht haben. Im allgemeinen auf Pari und darüber stehend, sind sie jetzt zeitweise schon zu 920\$000 zu haben. Die Regierung kümmert sich so wenig um das Schicksal dieser Papiere, daß sie nicht einmal Veranlassung gefunden hat, der Bank von Brasilien die Lombardierung zur Pflicht zu machen. Dabei wäre es ihre Aufgabe, nicht nur dieses kleine Entgegenkommen zu zeigen, sondern auch den Markt durch Rückkäufe stützen zu lassen. Die Unternehmer, die seiner Zeit zur Entgegennahme der Zahlung in Anteilscheinen bereit waren, rechnen mit der Tatsache, daß die Anleihen seit Jahr und Tag auf Pari und darüber standen. Sie haben ihre Kalkulationen auf dieser Voraussetzung aufgebaut und konnten nicht annehmen, daß die Regierung einen für unsere Verhältnisse so außerordentlich hohen Betrag, wie die 105 Millionen-Anleihe, auf den Markt werfen werde, ohne gleichzeitig für Aufrechterhaltung des Kurses zu sorgen. Aber sie hätten eigentlich durch frühere Erfahrungen gewitzigt sein und der Regierung eine solche Gewissenhaftigkeit in der Finanzgebarung nicht zu vertrauen sollen. Der Fiskus neigt überall dazu, sich um das Schicksal seiner Anleihen nicht zu kümmern, und der brasilianische zeichnet sich obendrein noch dadurch aus, daß er sich den Kuckuck um die Kulanz scheert, die man seinen Geschäftsfreunden schuldig ist. Davon wissen nicht nur diejenigen Unternehmer ein Lied zu singen, die auf die Zahlung in Anleihen scheinen hereingefallen sind. Kulant ist unser Fiskus nur, wenn es sich um Geschäfte und Geschäftchen mit guten Freunden handelt. Da ist er leider sogar oft kulanter, als das Interesse des Volkes verträgt.

Die subventionierte Schiffahrtslinie. Der „Corriere Italiano“ veröffentlichte in seiner vorgestrigen Nummer wieder eine lange Unterredung mit dem italienischen Gesandten Baron Romano Avezzano über die Einwandererfrage. Der Gesandte wiederholte wieder, daß in Italien der ernste Wille bestehe, mit Brasilien herzliche Beziehungen zu unterhalten. In derselben Nummer versichert das Blatt aber im Gegensatz zu den Kabelmeldungen aus Italien und zu den Aeußerungen des Barons, daß die subventionierte Schiffahrtslinie von Genua nach Santos unterdrückt werden solle, wie es aus zuverlässiger Quelle wisse. Das würde den Wunsch nach herzlichen Beziehungen auf eine rein theoretische Phrase beschränken, denn praktisch könnte Italien augenblicklich diese Herzlichkeit nur bestätigen, indem es den Dampfern der subventionierten Linie das „Vettore“-Patent verliehe. Geschieht das nicht, dann hat die Linie allerdings keinen Zweck für Brasilien und kann ruhig aufgehoben werden, da sie sich als Frachtlinie niemals lohnen wird, wenigstens auf viele Jahre hinaus nicht.

Ein neuer Schwindel. Die Schlaun, die sich ihren Lebensunterhalt nicht gern durch ehrliche Arbeit verdienen, kommen immer wieder auf neue Tricks, um diejenigen zu leimen, die nicht alle warden. In verschiedenen Stadtteilen ist jetzt ein dicker Kalabrese von etwa 45 Jahren aufgefaucht, der, nachdem er sich über die Abwesenheit des Haus-

herra Gewißheit verschafft hat, den Frauen Lose einer neuen Lotterie anbietet, von der das Los nur 300 Reis kostet und deren Gewinne durch die Companhia da Loterias Nacionaes garantiert sein sollen. In den meisten Fällen schwindelt er den Frauen auch wirklich fünf oder zehn Lose auf, die natürlich wertlos sind. Sie tragen folgende Aufschrift: „Wer nicht wagt, gewinnt nicht. Lotterie-Klub — Bundeshauptstadt. 1. Preis 60 Milreis, 2. Preis 20 Milreis, 3. Preis 10 Milreis. Gültig drei Tage.“ Es spricht für die Güte unserer Polizei, daß sie dem Schwindler das Handwerk noch nicht zu legen vermochte.

Die bildungsdurstigen Offiziere. Der Merkwürdigkeit halber sei auch die Statistik der Bibliothek des Heeres für den Monat Januar wiedergegeben. Die Bibliothek war in diesem Monat am 22 Tagen geöffnet und wurde von 485 Personen benutzt. Davon waren 249 Militärs und 236 Zivilpersonen. Unter den benutzten 522 Werken nehmen wieder Gesetzgebung und Verwaltung mit 37, Tagesbefehle mit 40, Zeitungen und Zeitschriften mit 150 Benutzungen eine ungebührliche Stellung ein. Das Verhältnis ist ungefähr dasselbe geblieben, wie im Dezember, und wir können somit auf die Schlüsse verweisen, die wir damals zogen. Es läßt sich leider nicht behaupten, daß das Bildungsbedürfnis unserer Offiziere im neuen Jahre gestiegen sei.

Im Sanitätsdienst ist eine Organisationsänderung vorgenommen worden, indem die Abteilungen der Gelbfieber-Prophylaxe und der Isolierung und Desinfektion vereinigt wurden. Es wird in Zukunft nur noch eine Generalinspektion der Prophylaxe geben, die beide Aufgaben übernimmt. Das ist ganz gerechtfertigt, denn solange wir das Gelbe Fieber als regelmäßigen, gefürchteten Gast beherbergen, erfordert die Bekämpfung wohl die Tätigkeit einer eigenen Abteilung. Heute aber, wo die Seuche in Rio seit Jahren erloschen ist und nur noch gelegentlich in einem vereinzelt Falle aus dem Norden eingeschleppt wird, muß es wünschenswert erscheinen, die Maßregeln der Gelbfieberprophylaxe mit den allgemeinen Maßregeln zur Verhütung und Isolierung von Seuchen zu vereinigen. Mit der Leitung der neuen Abteilung wurde Dr. Alfredo da Graça Couto beauftragt.

Blöde Lobhudeleien. Eine Anzahl von Schülern des Polytechnikums hat unter Führung ihres Lehrers Dr. Gabaglia die Hauptwerkstätten der Zentralbahn in Engenho de Dentro besucht. Um zu lernen, wird der Leser natürlich meinen. Er befindet sich aber im Irrtum, denn die jungen Leute statteten den Besuch eigens ab, um auf Grund ihres Sachverständnisses den Zentralbahndirektor zu loben. Man lese nachstehenden, von der Zentralbahn ausgehenden Mitteilung: „Die Ingenieurschüler des Polytechnikums besuchten in Begleitung des Dr. Gabaglia gestern die Betriebswerkstätten in Engenho de Dentro. Sie wurden von allen Abteilungschefs empfangen. Der Eindruck, den die Besucher erhielten, war der denkbar beste, und nachmittags erhielt Dr. Frontin von Dr. Gabaglia folgendes Telegramm: Ich besuchte mit den Ingenieurschülern des Polytechnikums die Werkstätten in Engenho de Dentro. Ich kann nicht umhin, zu Ihrer Kenntnis zu bringen, welche große Freude wir empfanden, den Fortschritt zu beobachten, den

Ihre aufgeklärte Verwaltung in diesem Zweige der Zentralbahn hervorgerufen hat.“ Dieses Telegramm ist einfach blöde, denn die betreffenden Ingenieurschüler besuchten am Freitag zum ersten Male die Werkstätten der Zentralbahn. Sie wissen weder, wie es vor drei Jahren in jenen Werkstätten aussah, noch was in der gegenwärtigen Verwaltungsperiode des Dr. Frontin geändert worden ist. Und selbst wenn sie es wüßten, wären sie als lernende Jünglinge nicht kompetent, darüber zu urteilen, ob die etwaigen Änderungen Verbesserungen oder Verschlechterungen bedeuten. Jeder ältere Herr, der sich seines Wertes bewußt ist, würde ein solches Lob sehr entschieden ablehnen. Herr Frontin aber genießt es mit Wohlbelagen, ein Beweis, daß er sich auf seinem Posten nicht übermäßig sicher fühlt und deshalb nach allem greift, was ihm dieses Sicherheitsgefühl verleihen könnte.

Die Telegraphenlinien in Bahia sind auf Veranlassung des jetzigen Telegraphendirektors einer gründlichen Erneuerung und Erweiterung unterzogen worden. Diese Linien sind für die Verbindung der Bundeshauptstadt mit dem Norden der Republik von großer Wichtigkeit, also sowohl administrativ als auch militärisch als auch kommerziell von Bedeutung. Sie befanden sich jedoch, da den früheren Direktoren die erforderlichen Mittel nicht bewilligt wurden, in einem Zustande der Vernachlässigung, der häufige Betriebsstörungen zur Folge hätte und nicht nur die Verbindung des Staates selbst, sondern auch des ganzen Nordens mit Rio lähmte. Herrn Estanislaw Pamplona ist es gelungen, die notwendigen Mittel zu erhalten, nachdem die häufigen Unruhen im Norden der Bundesregierung die Wichtigkeit der Bahianer Telegraphenlinien recht deutlich vor Augen geführt hatten. Die Erneuerungsarbeiten sind beinahe beendet, und zu ihrer Inspektion hat sich Herr Pamplona, der es mit seinen Amtspflichten sehr ernst nimmt und einen guten Zug in den Telegraphenbetrieb gebracht hat, mit einigen Ingenieuren nach Bahia gegeben.

Gelbes Fieber. In der Nähe von Recife sollen in einer Textilfabrik vier Fälle von gelbem Fieber vorgekommen sein, von welchen zwei tödlich verlaufen seien. Auch aus Bahia wird das Auftreten der Seuche gemeldet. Der Direktor des Gesundheitsdienstes, Herr Dr. Carlos Seidl, hat von den Gouverneuren der beiden Staaten Informationen eingefordert.

Volksschulen in den Vororten. Die Bundeshauptstadt besitzt eine große Anzahl von Volksschulen, unter denen sich sogar wahre Luxusbauten befinden, und die Besuchsziffern dieser Schulen lassen eine rege Lernbegier bei der Jugend, ein rühmenswertes Verständnis für die Notwendigkeit der Schulbildung bei den Eltern erkennen. Es gewährt dem Europäer einen eigenartigen Anblick, wenn er vormittags die kleinen Mulattenjungen und die wolköpfigen Negermädchen mit ihren Büchern zur Schule trippeln sieht. Ebenso wie es den Neuankömmling sonderbar berührt, wenn er eine Negerin pfeiferauchend und zeitunglesend daherspazieren sieht. Jedenfalls beweisen diese Beobachtungen, daß in Brasilien das farbige Element weder bildungsunfähig ist noch die ihm angebotenen Bildungsgelegenheiten ablehnt. Uebrigens überwiegt die Zahl

der des Lesens und Schreibens kundigen weiblichen Farbigen bei weitem die der männlichen. Es ist das ein Zustand, ähnlich wie bei dem Adel des europäischen Mittelalters: bei den Edelfrauen war die Kenntnis des Lesens und Schreibens ebenso häufig wie sie bei den Rittern selten war. Die Ursachen mögen dieselben sein, höchstens kommt bei uns noch der Umstand hinzu, daß Rio unvergleichlich mehr Mädchenschulen besitzt als Knabenschulen, während im Mittelalter die Bildungsgelegenheiten für beide Geschlechter gleich waren. Aber der gute Eindruck, den man in der eigentlichen Stadt von unserem Volksschulwesen bekommen könnte, hört hinter Cascadura auf, weil dort nämlich die Schulen auch aufhören. Für die entfernteren Vororte ist nicht gesorgt, nicht nur die Knaben kommen dort zu kurz, sondern auch für die Mädchen sind keine Schulen vorhanden. Die an den Stationen befindlichen genügen nicht, denn sie sind oft so weit von dem betreffenden Orte entfernt, daß die Mehrzahl der Kinder sie nicht besuchen kann. Nun ist bekanntlich die Bevölkerung um so ärmer, je weiter draußen sie wohnt, und je ärmer sie ist, desto mehr Kinder pflegt sie zu haben. Das einzige Erbteil, das diese Leute ihren Kindern geben können, ist die Fähigkeit, sich selbständig durchs Leben zu schlagen, was auch in Brasilien mit gewissen Kenntnissen leichter ist als ohne dieselben. Die Stadtverwaltung hat die Pflicht, auch für diesen Teil der Einwohnerschaft des Bundesdistrikts zu sorgen, und für ihn vielleicht noch mehr als für andere. Schließlich liegt diese Fürsorge nicht nur im Interesse der Bevölkerung jener Vororte, sondern auch der besitzenden Klassen. Denn was die Jugend, die ihre Erziehung auf der Straße genießt, lernt, das trägt nicht gerade dazu bei, die öffentliche Sicherheit zu heben. Wenn die im Etat vorgesehenen Mittel knapp sind, dann soll man lieber beim Bauen etwas sparsamer zu Werke gehen. Es ist entschieden besser, im Stadtzentrum keine Schulpaläste zu haben, als die entfernteren Vororte überhaupt ohne Schulen zu lassen.

Funkspruchstation São Thomé. Der Bundespräsident besichtigte die neue Funkspruchstation am Kap São Thomé, die von den Siemens-Schuckertwerken nach dem System Telefunken erbaut wurde. Er sandte von dort aus Radiogramme an den Verkehrsminister und an den Generaldirektor des Telegraphenwesens, in denen er seine Befriedigung über die ausgezeichnete Installation und vollkommene Ordnung der ganzen Anlage ausspricht. Dieses Lob kommt natürlich in erster Linie den Erbauern der Station zu. Daß der Präsident in seinem Telegramm an den Telegraphendirektor sagt, die „intelligente Leitung“ der Station sei dem Telegraphisten X. „anvertraut“, gehört zu den Schönheiten des militärischen Stils, die man nicht trübselig nehmen darf.

Sehr richtig! Der Maranhenser Senator Conde Mendes de Almeida geht zwar für die Herren Hermes da Fonseca und Pinheiro Machado durchs Feuer. Aber zuweilen kommt ihm oder wenigstens dem von ihm herausgegebenen Blatte die Erkenntnis, daß vieles faul ist im Staate Dänemark. So lasen wir z. B. gestern folgendes: „In Santiago de Chile wurde kürzlich eine militärische Fliegerschule errichtet. Das „Jornal do Brasil“ würde diese Tatsache nicht kommentieren, wenn sie nicht eine ausgezeichnete

Gelegenheit böte, die chilenische Initiative der Indifferenz gegenüberzustellen, mit der bei uns eine Angelegenheit behandelt wird, um die sich heute jede zivilisierte Nation kümmern muß. Unzählige Male haben wir aus patriotischer Pflicht die Aufmerksamkeit der brasilianischen Regierung auf die Art gelenkt, wie die Heere der europäischen und selbst einiger südamerikanischer Länder sich dem Studium und der Entwicklung der modernen vierten Kriegswaffen widmen. Es ist ja wahr, daß die Interessenpolitik unsere im öffentlichen Leben stehenden Männer hindert, an dieses Kollektivinteresse zu denken. Aber die Blindheit der Kirchturmpotiker ist kein Hinderungsgrund, auf der Notwendigkeit zu bestehen, nach dem Beispiel anderer Völker für unsere Landstreitkräfte die nötigen Flugzeuge zu beschaffen und außerdem eine Fliegerschule für unsere Offiziere zu errichten. Wir dürfen nichts außer Acht lassen, was der Landesverteidigung dienen kann. In der Regel vertraut der brasilianische Patriotismus übermäßig auf seine Kraft. Man sagt gewöhnlich bei uns, daß unser Mut alles kann und alles ausführen wird. Völker, die ein so großes Vertrauen in ihren patriotischen Elan setzen und in der Friedenszeit nicht die nötigen Kenntnisse und Rüstwagen für den Triumph im Kriege erwerben, sind den unangenehmsten Ueberraschungen ausgesetzt. Tapferkeit allein ohne die nötigen Kampfmittel kann nur wenig nützen.“ — Diese gewiß richtige Erkenntnis wird leider, wie so manche andere, keine entsprechenden Taten nach sich ziehen.

Unfall. Am Mittwoch morgen fiel der greise Admiral Barão de Teffé von Hoonholtz bei einem Spazierritt in Petropolis vom Pferde. Er hat wohl keine schweren Verletzungen davongetragen, aber man fand doch gut, einen Arzt zu rufen. Der bestätigte, daß der Unfall nichts auf sich habe.

„Dr. Bandeira“ hat gar nicht Selbstmord begangen, sondern die Polizei hat sich durch seinen tüchtigen Kompagnon, den Advokaten Nogueira täuschen lassen. Wie wir bereits vorgestern berichteten, tauchte dieser Herr in dem Augenblicke auf, als die Polizei mit dem Inventar beschäftigt war, und erging sich in heftigen Deklamationen gegen die Presse, die seinen teuren Freund Bandeira durch ihre Verfolgungen zum Selbstmord getrieben habe. Daraufhin gab der Polizeibericht einfach als Todesursache Selbstmord durch Vergiftung an. Die Leichenschau aber führte zu einem anderen Ergebnis: Bandeira hat gar kein Gift genommen, sondern ist unfreiwillig aus dem Leben geschieden. Er ist einem Herzschlage erlegen.

Minas Geraes.

Hiermit zur gefl. Kenntnis, dass

Herr Max Engel

Rua da Gloria 12, Juiz de Fora, die Agentur unserer Blätter übernommen hat und bitten wir Zahlungen an denselben leisten zu wollen.



Der Zusammenbruch.

Staatsgebäude der neuen Türkei darf das Wort thronen: bete und arbeite."

Jetzt, wo die Vorgänge auf dem Kriegsschauplatz alle Augen auf die Türkei lenken, dürfte es nicht uninteressant sein, einen Blick auf dieses unglückliche Land und seine Männer zu werfen. Deshalb gebeu wir hier einen Artikel der vorzüglichen Halbmonatschrift „Janus“ über den Zusammenbruch verkürzt wieder.

Das mohammedanische Osmanentum ist derart in Grund und Boden entartet, daß es nach zwei Generationen keine Türken mehr geben wird. Der am 27. April 1909 abgesetzte Sultan Abdul Hamid II. leidet an unheilbarer Paranoia. Paranoia heißt das in sich wohlgeordnete System der Verrücktheit mit logisch richtigen Schlüssen und Delirien von langer Dauer, das nicht zur Verblödung führt. In seinem Verfolgungswahnsinn hat Abdul Hamid zahlreiche Personen seiner Umgebung teils mit eigener Hand erschossen, teils unschuldig hinrichten lassen. Seine Befehle zur Austilgung der Armenier kosteten 300.000 Christen das Leben. Der Wahnsinn ist den Herrscherfamilien am Goldenen Horn endemisch. Die absolute Tyranis ohne jegliche Art von Hemmung führt fast regelmäßig zu geistiger Erkrankung. In den letzten drei Jahrhunderten saßen mehr als zwanzig der allerschlimmsten Narren auf dem Thron von Byzanz. Alle Herrscher des Türkenregiments im 18. Jahrhundert, Osman III., Mustafa III., Abdul Hamid I. und Selim I., waren wahnsinnig. Um die Angst vor den Thronprätendenten loszuwerden, ließ Mahmud alle seine Verwandten abschlachten. Mustafa IV., ein wahrer Bluthund von perverser Grausamkeit, wurde anno 1808 erhängt. Der Paranoiker Abdul Hamid II. ließ seinen Bruder, den edlen Murad V., nach vier Monaten einer tadellosen Regierung absetzen und dreißig Jahre lang im Palast Thergan in grausamer Haft gefangen halten. Sobald nämlich die Narren in der Mehrheit sind, werden die vernünftigen Leute eingesperrt. Reschid Muhamed V., der gegenwärtige Sultan, leidet an Gehirnerweichung und hat von dem türkisch-italienischen Krieg erfahren, „daß der kleine König des bedauerenswert zusammengeschlagenen Italiens durch den Frieden von Lausanne tributpflichtiger Lehensmann des Osmanenreiches geworden sei“. In der tragischen Stunde des zusammenbrechenden Kaiserreichs der Osmanen fühlt sein verblödeter Herrscher die „unbegrenzte Glückseligkeit und gleichmütige Heiterkeit der Wahnsinnigen“.

In den letzten fünf Jahren fiel Deutschland einer furchterlichen Lügenbeutelei zum Opfer. Es hieß: „Das breite Fundament des osmanischen Reiches ist gut bereitet und die eisernen Träger stehen stark und stolz, und das deckende Dach ist auch wohlgerüstet: das ist das feste Werk des Kriegsministers und des Finanzministers. . . . Ein alter deutscher Militärinstrukteur, der seit Jahrzehnten in der Türkei dient, hat einmal gesagt, er möchte im Kriegsfall lieber ein anatolisches Regiment als das erste preußische Garderegiment zu Fuß kommandieren. Auch die Finanzen der Türkei ordnen sich dank den fast genialen Fähigkeiten des Saloniker Dönme (Juden), des Ministers Djavid Bey . . . Ueber dem

Dagegen enthüllte Cheny Pascha, einer von der alten Garde, den verbrecherischen und schimpflichen Ursprung der Revolution vom 23. Juli 1908, die wirklich mit Arbeit und Gebet wenig zu schaffen hatte. In jenen heißen Tagen saß im Zentraltelegraphenamt zu Saloniki der diätarische Gehilfe (Taggeld fünf Piaster oder 96 Pfund) Talaad am Apparat, als aus Konstantinopel die Depesche einlief, wonach auf Befehl des Kriegsministers Riza Pascha das dritte Armeekorps (Saloniki) unverzüglich gegen die aufrührerischen Albaner abzugehen habe.

Der Telegraphengehilfe Talaad, ein Mitglied des Verschwörerklubs, rannte spornstreichs mit der unterschlagenen Staatsdepesche zu seinen Freunden, dem Wechsler Kurussum und dem Elementarlehrer Djavid, Schriftführer des Klubs. Dieses Kleeblatt Talaad, Kurussum und Djavid wagte in jener drangvollen Viertelstunde die Eroberung der Macht über ein Reich von vierundzwanzig Millionen Einwohnern mit dem Einsatz von Leib und Leben ihrerseits. Mißlang der Anschlag, so war den Hochverrätern der entsetzliche Tod durch Pfählen sicher. Sie beschlossen: 1. Ungesäumt die Erhebung der Garnison von Saloniki ins Werk zu setzen mit dem Appell an die Furcht und Feigheit der Mannschaft, weil bekanntlich aus den Bergen Hochalbaniens kein Türken soldat heil heimkehre, und dagegen auf Konstantinopel zu marschieren, der besten Garnisonstadt, wo der Soldat auch regelmäßig seine Löhnung erhalte. 2. Gleichzeitig das Kriegsministerium, das Großvesiriat und den Staatsrat durch falsche Telegramme in Sicherheit einzuwiegen. 3. Den Generalstabschef des 3. Korps Schefket zum Diktator anzurufen. Die Revolution Mahmud Schefkets war ein Militärputsch wie hundert zuvor. Nichts weiter. Die reichen Barmittel zu dem aussichtsreichen Unternehmen lieferten armenische Großhändler aus Rachsucht für die entsetzlichen Metzeleien unter ihren Stammesgenossen. Die Verschwörer von Saloniki nannten sich, nachdem sie durch Zuzug zahlreicher Flüchtlinge aus Paris, London und Genf intellektuelle Kräfte gewonnen, „Jungtürken“. — Mitglieder des nach freimaurerischen Rituale geordneten Komitees „Union et Progrès“. Eine merkwürdige Bezeichnung! Unter all den 250 Häuptern der jungtürkischen Freiheitsmänner befand sich auch nicht ein einziger Osmane. Der vom Armeemiergeld nach Konstantinopel getriebene und dort vom Englisch-Pfund und Silberrubel in der Macht gehaltene Mahmud Schefket ist ein Araber, Talaad ein Jude (beide spielten bekanntlich bei der Absetzung Kiamil Paschas vor wenigen Tagen wieder eine große Rolle. Die Red.), Sawid ein Kurde, Balu ein Tatar. Die meisten waren „Dönme“, d. h. Juden nach Abstammung und Mohammedaner durch Uebertritt aus Geschäftsinteresse, aber gleichzeitig offenkundige Verächter des Propheten und seiner Lehre.

Auf Andrängen der Armenier wurde zuvörderst die persönliche Finanzwirtschaft des blutigen Pädisehah im Yldiz-Kiosk einer öffentlichen Prüfung unterzogen. Der kaiserliche Hofstaat bestand aus 7359 Hofmarschällen, Kammerherren, Sekretären, Räten, Lakaien etc., deren Unterhalt allmonatlich neun Millionen verschlang. Allein die 1266 Köche,

Zuckerbäcker usw. verrechneten im Monat eine Million und bezogen von den Lieferanten eine weitere Million. Für Schulen, Straßen, öffentliche Hygiene gab Abdul Hamid, der alle Staatseinnahmen als seinen persönlichen Schatz betrachtete, auch nicht einen Piaster heraus.

Diesen bössartigen Narren sperrte das jungtürkische Komitee in eine schöne Villa zu Saloniki, nachdem die Versammlung der Ungläubigen den Kalifen abgesetzt und der Sheik-ul-Islam seinen Segen dazu gegeben hatte. Dafür wurde alsdann der durch dreiundzwanzigjährige Absonderung gründlich zermürbte Reschad Effendi als dekorative Puppe der Drahtzieher von Saloniki mit dem Mantel und Schwert des Propheten bekleidet und feierlich als Muhamed V. ausgerufen. Selbstverständlich blieb auch der neue Sultan unter strengster Bewachung. Welcher von den beiden Gefangenen das bessere Los gezogen, das wird sich nach dem Kriege zeigen.

Die Finanzoperation der Jungtürken und ihre daraus folgende Beliebtheit bei der internationalen Handelspresse charakterisiert Cheny-Pascha in London in dem Satz: „Die Hohe Pforte muß sich zur Deckung ihrer Geldbedürfnisse schon zu Wucherszinsen verstehen. Sie schreibt im Juni 1909 zu London 100 Millionen und erhält 80, und am 13. Oktober 1909 bei der „Banque Ottomane“ 157,5 Millionen und erhält nur 126.“ Der Abgeordnete Chefik-Bey-el-Moyad beklagt bei der Kritik des erdichteten Staatshanshaltes, daß den Verwaltern des Schatzes innerhalb zweier Jahre 1 Milliarde 475 Millionen Franken durch die Finger liefen und dem Lande keine sichtbare Verbesserung brachten. Als der echte Türke Samin Bey in seinem Blatt die Unterschleife und Vermittlungen gewisser „Fortschrittsmänner“ aufdeckte und genaue Angaben darüber machte, wie der Raub bei ausländischen Banken in Sicherheit gebracht würde, ließ man ihn aus dem Hinterhalt durch gedungene Menehalmörder erschießen und die Untersuchung gegen seine Mörder von amtswegen niedersehlagen.

Ein Armenier verkaufte aus den Archiven des Kriegsministeriums den Verteidigungsplan des Colmar von der Goltz-Pascha an einen Griechen; bereits im Sommer 1910 sind nämlich zwischen Adrianopel, Kirkilisse und Baba-Eski die großen Manöver der Türken als „Generalprobe“ für den Bulgarenkrieg abgehalten worden. Drei Tage nach ihrem Abschluß war die fachmännische Kritik im Besitze der Bulgaren.

Am 15. November gab das Komitee „Einheit und Fortschritt“ wieder ein Lebenszeichen. Es beschloß die Absetzung des alten „Trottel“ Reschad-Effendi vulgo Muhamed V. wegen Gehirnerweichung, Aufwiegung der Armee, Ausrufung der osmanischen Republik und Einsetzung Mehmed Schefkets als Präsidenten. Diesmal verstand jedoch der 85-jährige Kiamil Pascha keinen Spaß und setzte gleich zweihundert der genialen Staatsmänner hinter Schloß und Riegel, während die Herren Talaad und Djavid, rechtzeitig gewarnt, fern von Konstantinopel, ihre patriotischen Sorgen an der französischen Riviera spazierenführten. Sein Gesamturteil über die Aera „Einheit und Fortschritt“ kleidete der greise Großvesir, diese einzige Energie im Zusammenbruch eines Reiches, in die bitteren Worte: „Was in Jahrhunderten weder ein Prinz Eugen von Savoyen, noch

ein Suwarow und Skobelew vermochten, das haben die „Jungtürken“ innerhalb vier Jahren fertig gebracht: sie haben durch bewaffnete und gewollte Desorganisation das Osmanische Reich zerstört.“

(Diese „einzige Energie“ ist jetzt gestürzt; Mehmed Schefket, der Präsident der osmanischen Republik werden sollte, ist an Stelle Kiamils Großvesir geworden; Talaad und Djavid sind aus der Riviera zurückgekehrt und haben die Erhebung gegen die „Verräter des Vaterlandes“ geleitet. D. Red.)

Die Sanierung der Niederung von Rio de Janeiro.

Es ist ein eigenartiges Zusammenreffen, daß das „Jornal do Commercio“ an demselben Tage, an dem der Verkehrsminister eine unserer Ansicht nach begründete Auslegung des Kontraktes über die Trockenlegung der Niederung von Rio de Janeiro zurückwies, den Bericht des Chefingenieurs der staatlichen Aufsichtskommission, Fabio Hostilio de Moraes Rego, über seine Studienreise nach Europa veröffentlichte. Fast hat es den Anschein, als ob das angesehenste lusobrasilianische Blatt dem Publikum die Bedeutung der deutschen Weltfirma vorführen wollte, die die Ausführung jenes Kulturwerkes übernommen hat und die der Minister in einer Art abfertigt, als habe er es mit einem jener einheimischen Eisenbahn-Bauunternehmer zu tun, denen man gar nicht schaf genug auf die Finger sehen kann. Wir wollen heute auf diese Angelegenheit, in der man uns als deutschbrasilianischem Blatte von lusobrasilianischer Seite doch Parteilichkeit vorwerfen würde, nicht näher eingehen. Aber wir können nicht umhin, zu bemerken, daß uns diese Bereicherung des Fiskus auf Kosten eines ausländischen, mit unserer Art von fiskalischer Kulanz bei Abschluß des Vertrages offenbar noch nicht genügend vertrauten Unternehmens wenig ruhmvoll erscheint. Da es sich um eine deutsche Firma handelt, glaubte man sich natürlich alles erlauben zu dürfen. Engländer oder Franzosen oder Yankees wären anders behandelt worden.

Herr Moraes Rego reiste im Auftrage des Verkehrsministers Mitte vorigen Jahres nach Europa, um die Wasserbauten in England, Frankreich, den Niederlanden und Deutschland kennen zu lernen. Es ist uns nicht möglich, seinen ausgedehnten Bericht auch nur auszugsweise wiederzugeben, sondern wir müssen uns darauf beschränken, einige das Land im allgemeinen oder die Arbeiten in der Niederung im besonderen angehenden Bemerkungen und Schlüsse hervorzuheben. So weist Herr Moraes Rego auf die Pflege hin, die in den besuchten Ländern den Flußläufen zuteil wird und stellt dem die gänzliche Sorglosigkeit gegenüber, mit der wir in unserem heißen Tropenlande die Wasserfrage behandeln. Er betont die unheilvollen Folgen, die die sinnlose Waldverwüstung für den Wasserstand der brasilianischen Flüsse hat, von denen schon einige unerschiffbar wurden. Und nicht geümt mit der Waldverwüstung werden auch die Flußufer noch gelokkert, indem sie im Norden während der Trockenzeit in einzelnen Parzellen zu Pflanzzwecken verpachtet werden, ohne daß für die erforderliche Be-

festigung Sorge getragen wird. Die Folge ist, daß beim ersten Hochwasser die durch die Bearbeitung gelockerte Erde fortgerissen und das Flußbett noch mehr erweitert, der Fluß also seichter wird. Der Itapecurá und der Parnaíba in Maranhão und Piauí z. B. waren früher, und zwar in gar nicht allzu weit zurückliegender Zeit, auf hunderte von Kilometern flußaufwärts auch während der Trockenzeit für Dampfer befahrbar. Heute ist dieser Verkehr auch während der Regenzeit fast ganz unterbrochen, da zahllose Untiefen, gebildet durch die abgestürzten Flußufer, zu passieren sind. Die dadurch bedingte starke Materialabnutzung hat auch die Frachten sehr in die Höhe geschraubt. (Wir führen als ein Beispiel für die Wirkung der Waldverwüstung auf einen Binnenfluß bei dieser Gelegenheit die Versandung des Rio das Velas in Minas an, der Anfang der neunziger Jahre noch bis Sabará der Dampfschiffahrt offen war, während heute dort nur flache Kähne, und auch diese oft mit Schwierigkeit passieren können.)

Der Berichtersteller erinnert daran, daß er schon vor längerer Zeit im „Boletim do Centro Industrial do Brasil“ ein Forstgesetz und ein Wassergesetz gefordert habe, um den schweren Schäden zu begegnen, die aus unseren heutigen Verwüstungsmethoden erwachsen. Er ist mit uns der Ueberzeugung, daß das Land systematisch in eine Wüste verwandelt wird, und zwar in recht kurzer Zeit, wenn nicht endlich ernstlich durch die Gesetzgebung und die Verwaltung und durch Aufklärung des Volkes für die Erhaltung der die Quellen schützenden Wälder gesorgt wird. Wir freuen uns, daß Dr. Moraes Rego das ausspricht, obwohl es nicht unmittelbar zu seinem Bericht gehört, denn es kann gar nicht oft genug gesagt werden.

An einer anderen Stelle gibt er folgende Charakteristik der Niederung von Rio de Janeiro und der dortselbst vorzunehmenden Arbeiten: „Es ist ein Gebiet von anerkannter Fruchtbarkeit für verschiedene Kulturarten, zu einem großen Teil bedeckt durch Wasser, das ausgedehnte Sümpfe bildet, und durchschnitten von den Belten verschiedener Flüsse, die von den umgebenden Bergen der Bai zuströmen. Die Aufgaben, die zur völligen Sanierung und Trockenlegung dieser Niederung vorgenommen werden müssen, sind: Oeffnung der Barren der Flüsse durch Kanäle, deren geringste Tiefe derjenigen der betreffenden Flüsse entspricht und die entsprechend zunimmt, um das nötige Gefälle herzustellen; Ableitung der sich im Innern stauenden Gewässer nach den Hauptflußläufen durch ein Netz von Drainierungskanälen, wobei die bereits bestehenden zu verbreitern und zu rektifizieren und neue von genügendem Querschnitt und genügender Tiefe zur Entwässerung der Sümpfe anzulegen sind; Zugänglichmachung dieser Kanäle für die Kleinschiffahrt; Vermehrung der Durchlässe an den Eisenbahndämmen, damit diese nicht mehr, wie jetzt, das Wasser stauen und Sümpfe bilden, wo es früher keine gab. Nicht weniger vorteilhaft wird die Ausnutzung derjenigen Ländereien sein, die jetzt bei hohem Flußstand in der Bai unter Wasser gesetzt werden, namentlich in den von den Flüssen Merity, Iguassú, Estrela, Magé, Guapy, Macacú und Guaxindiba durchflossenen Tiefen. Das System, das für die Sanierung und Nutzbarmachung der niedrig gelegenen

Ländereien mit geringem Gefälle am Unterlaufe dieser Flüsse angewandt werden muß, hat sich nach jenem zu richten, das mit so großem Erfolge in Holland im Gebrauch ist.“

„Die Natur hat in der Niederung von Rio de Janeiro bereits die Hauptarbeit getan. Die Flüsse von besonders reißender Geschwindigkeit, deren Quellen sich auf der Höhe der umgebenden Gebirgskette befinden, werden die Ausflüsse sein, nach denen von allen Seiten die Trockenlegungskanäle hincziehen. Schon heute sammeln diese Flüsse das Wasser aus bestimmten Teilen der Niederung und bilden wahre Flußgebiete. Die Kommission wird dementsprechend die Arbeit für jedes einzelne Flußgebiet organisieren, wie es für das Gebiet der Estrela und des Suruhy bereits geschehen ist. Wie in Holland muß das Ufer der Bai durch mit Erde bedeckte Faschinendämme, deren Krone über dem höchsten Flußbestand liegt, erhöht werden. Dasselbe Verfahren muß bei den Hauptflüssen, den wichtigsten Nebenflüssen und Kanälen angewandt werden. (Das eben sind die Arbeiten, die der Verkehrsminister der Firma Gebr. Goedhart A. G. nicht bezahlen will, weil sie die ausgehobene Erde ja doch irgendwo lassen müsse!) Um zu vermeiden, daß das Salzwasser bei Flut in die Nebenflüsse und Kanäle eindringen könne, ist es notwendig, sie mit automatischen Schleusen zu versehen, die bei beginnender Rückstauung sich schließen. In die Kanäle wird das Wasser aus dem anstoßenden Gelände mit Windmotoren gepumpt. Ist das Land genügend austrocknet, so bleiben nur noch diejenigen Motoren stehen, die zur Erhaltung dieses Zustandes nötig sind. Die Feuchtigkeit kann dann entsprechend den Bedürfnissen der Landwirtschaft graduiert werden. Auf diese ökonomische Art kann das Niederland stets trocken gehalten werden, ohne daß kostspielige Erdanschüttungen nötig sind. Mit demselben Verfahren läßt sich auch die große Fläche, die jetzt durch Mangüewälder eingenommen wird, für die Kulturen gewinnen.“

Herr Moraes Rego kommt dann auf seine Reise nach Deutschland zu sprechen, wo er die großen Wasserbauten besichtigte, die die Firma Gebr. Goedhart A. G. für die preußische Regierung an der Oder ausführt. Er beschreibt eingehend diese Arbeiten, die er mit dem Bauplane in der Hand besuchte und hebt ihre weittragende Bedeutung hervor. Aus diesen Mitteilungen hätte der Minister ersehen können, daß eine Firma, mit der die deutsche Marineverwaltung und die preußische Regierung, die Regierungen von Holland und Frankreich, das Generalgouvernement von Niederländisch-Indien und die Regierungen von China und Argentinien arbeiten — um nur die größten Wasserbauten zu nennen —, ein Unternehmen von Weltruf ist, das einerseits weder das Bestreben hat, seine Vertragspartner nach Art eines unserer kleinen politisch empföhlenen und politisch vervetterten sogenannten Ingenieure übers Ohr zu hauen, sondern das auf geschäftliche Ernsthaftigkeit hält, das andererseits aber eben deshalb auch erwarten darf, seine Ansprüche nicht mit so fadenscheinigen Gründen abgewiesen zu sehen. In diesem Zusammenhange dürfte die Leser übrigens ein Schreiben interessieren, das die ausgezeichnete Wirkung der bisher in der Niederung ausgeführten Arbeiten beweist. Es stammt von den



Fazendeiros im Gebiet des Macacú und ist an den Verkehrsminister gerichtet. Die Landwirte schreiben folgendes:

„Die unterzeichneten Fazendeiros aus dem Flußgebiete des Macacú gestatten sich, die Aufmerksamkeit Eurer Exzellenz auf die ausgezeichneten Resultate der Oeffnung der Barre des Macacú zu lenken. Vorher dauerte es sechs und mehr Tage, bis das Wasser der großen Regengüsse abfloß, heute nur noch Stunden, was uns in die Lage setzt, ausgedehnt eund fruchtbare Ländereien zu verwenden. Wir sind der Regierung außerordentlich dankbar, daß sie dieses bedeutende Werk unternahm, und bitten Eure Exzellenz, auch fernerhin der Zone um die Bundeshauptstadt herum Ihr Wohlwollen zuzuwenden. Heute vernachlässigt, ist sie bestimmt, eines der reichsten Gebiete des Landes zu werden, sowohl durch ihre natürliche Fruchtbarkeit als auch durch ihre außerordentlich günstige Lage in der Nähe unseres größten Marktes und in bequemer Verbindung mit demselben stehend. Damit dieses Ziel erreicht werde, darf die Regierung jedoch in ihrer Absicht nicht erlahmen, sondern muß die Arbeiten innerhalb der Flußgebiete selbst fortsetzen, indem sie die Flüsse schiffbar macht und die Sümpfe austrocknet. Wir rechnen hierfür auf das Wohlwollen Eurer Exzellenz.“ In demselben Sinne haben sich bekanntlich früher schon die Bewohner der Flußgebiete der Estrella und des Surubý geäußert, wo die Barran zuerst durchstoßen wurden und die wohlthätigen Folgen dementsprechend auch zuerst bemerkbar waren.

Aus aller Welt.

Eine reiche Stiftung der Stadt Leipzig zum Kaiserjubiläum. Die Stadtverordneten von Leipzig haben aus Anlaß des Regierungsjubiläums des Kaisers eine halbe Million Mark gestiftet. Das Erträgnis aus dieser Stiftung soll den bedürftigen Kriegsveteranen zugute kommen.

Die Zustände in einer Augsburger „Wurstfabrik“ wurden durch eine polizeiliche Untersuchung aufgedeckt. Kürzlich erkrankten in Augsburg die Kinder einer Arbeiterfamilie nach dem Genuß von Wurst, die von dem Fleischer Stöckel bezogen worden war. Die polizeilichen Recherchen nach der Vergiftungsursache führten zur Verhaftung Stöckels. Es war festgestellt worden, daß er in seiner Eigenschaft als Gehilfe der städtischen Abthöckererei und der Einlieferungsstätte für Tierkadaver, das Fleisch von verendeten Hunden und Katzen zu Wurst verarbeitet und diese um billigen Preis pfundweise an Arbeiterfamilien verkauft hatte. Auch mit einigen Gastwirten stand er in reger Geschäftsverbindung. In der Wohnung des Verhafteten fand man unter der Diele eine große Menge von Tierkadavern, die Stöckel demnächst ebenfalls zur Wurst verarbeiten wollte.

Greisin und Jüngling. In Mako (Ungarn) fand eine interessante Hochzeit statt. Die 84 Jahre alte Julie Santa und der 24 jährige Emerich Csorba hielten Hochzeit.

Höhenrekord eines Registrierballons. Aus Turin wird gemeldet: Ein von Professor Gamba

von der Sternwarte Paria zu Studienzwecken aufgelassener Registrierballon erreichte die Rekordhöhe von 37.000 Metern.

Rücktritt des Generaldirektors Ismael. Der bekannte Generaldirektor der White Star Line Ismael, der sich beim Untergang des „Titanic“ am Bord befand und wegen seines Verhaltens während der Rettungsarbeiten auf das heftigste angegriffen worden ist, legte alle Aufsichtsratsstellen, welche er bei den großen Schiffahrtsgesellschaften bekleidete, nieder und will sich vom Geschäftsleben gänzlich zurückziehen.

Der Aberglaube der Midinettes. Ein gewissenhafter Naturforscher hat sich, wie aus Paris gemeldet wird, der Mühe unterzogen, die abergläubischen Gebräuche und Aussprüche der Pariser Midinettes zu erforschen. Er veröffentlicht jetzt das Resultat seiner Forschungen. Eine der Lebensregeln und Aussprüche der Midinettes sind folgende: „Wenn du dein Strumpfband oder deinen Jupon verlierst, so ist das ein Zeichen, daß man dir untreu ist. Wenn du ein Strumpfband oder deinen Jupon verkehrt angezogen hast, so wirst du ein Geschenk erhalten. Aber hüte dich wohl, dein Strumpfband oder deinen Jupon umzukehren, denn dann steht dir eine Enttäuschung bevor. — Wenn man einen Trauerhut macht und ihn zur Probe aufsetzt, so wird man selbst einen Trauerfall erleben. — Der erste junge Mann, der dir im Mai einen Strauß anbietet, der wird dein Gatte werden. Ein Floh auf der Hand bedeutet eine günstige Nachricht.“ Und andere geistreiche Artikel mehr. Hoffen wir nur, daß die charmanten Midinettes immer einen Floh auf der Hand haben.

Schreckenstat eines Sechzehnjährigen. Eine furchtbare Bluttat vollführte ein 16 jähriger Bäckergeselle im Departement Yonne. Der Bäckergeselle namens Picart begab sich nach einer Mühle bei Grand-Champi. Er weckte dort das Personal auf, angeblich, um eine Bestellung zu machen. Ein Knecht, der zuerst herbeikam, wurde von ihm mit mehreren Revolverschüssen empfangen und fiel schwer verwundet zu Boden. Auf die Hilferufe des Verletzten eilte der Müller selbst herbei. Auch er wurde mit Revolverschüssen empfangen und brach von vier Kugeln getroffen, tot zusammen. Nun eilte die Frau des getöteten Müllers herbei. Auf diese stürzte sich der Mörder und versuchte, da er keine Patronen mehr hatte, sie zu erwürgen. Da inzwischen andere Leute zu Hilfe herbeieilten, konnte die Müllerin gerettet werden. Der Mörder, über dessen Motive zur Tat jeglicher Anhaltspunkt fehlt, flüchtete in der Dunkelheit.

Die italienische Luftflotte. Die öffentliche Sammlung Italiens und seiner Kolonien für eine Luftflotte ergab fünf Millionen Lire, die fast ausschließlich zum Bau von Militärflugzeugen verwendet werden sollen. Die Regierung wird gleichzeitig auf eigene Rechnung lenkbare Luftschiffe bauen und hat zu diesem Zweck ein großzügiges Bauprogramm ausgearbeitet. Die gegenwärtige italienische Luftflotte besteht aus vier lenkbaren Luftschiffen von 4500 Kubikmetern und aus vier Luftschiffen von 12.000 Kubikmetern. Man will jedoch den bisherigen Typ aufgeben und lenkbare Luftschiffe von größeren Abmessungen herstellen, wobei die deutschen Luftschiffe als Modelle dienen sollen.



Die Sturmschäden in Amerika sind ungeheuer. Die ganze Küste von Florida bis New York ist verwüstet. Der Dampfer „Julia Luckenbach“ ist in der Chesapeakebucht nach einem Zusammenstoß mit einem englischen Dampfer gesunken. Der Kapitän, seine Frau und 11 Matrosen ertranken. Acht Mann, darunter der zweite Offizier, wurden aus der Takelage gerettet, in der sie sich sechs Stunden lang festgehalten hatten.

Sieben Personen wegen 200 Mark ermordet. In der Nähe der russischen Stadt Tomsk ist ein siebenfacher Raubmord begangen worden. Eine Räuberbande drang dort in ein kleines Landhaus ein und ermordete eine Familie von sieben Personen, unter denen sich drei Kinder befanden, um zweihundert Mark rauben zu können.

In einem der elegantesten Restaurants von Chicago wurde die weiße Frau des Neger-Boxers Johnson, die dort ihr Abendessen einnehmen wollte, von dem Inhaber des Restaurants gebeten, dieses durch eine Seitentür zu verlassen, da die übrigen Gäste erklärt hätten, ein Restaurant nicht mehr betreten zu wollen, in dem die Frau eines Negers bedient werde.

Ein Postwagen ausgeraubt. Aus Florenz (Italien) kommt folgende Meldung: Am 10. Januar gegen halb 7 Uhr morgens wurde ungefähr zwei Kilometer von Trapani entfernt, ein frecher Überfall auf den zwischen Trapani und Paceco verkehrenden Postwagen verübt. Das Gefährt näherte sich gerade einer Kreuzung der Landstraße, die gewöhnlich stark frequentiert ist, als im unsicheren Lichte der Morgendämmerung vier maskierte Räuber aus dem Graben sprangen, ihre Büchsen auf den Kutscher richteten und ihm befahlen, zu halten. Die Passagiere — es waren gegen 20 Personen — wurden gezwungen aus dem Wagen zu steigen und sich mit dem Gesicht gegen die Erde auf die Straße zu legen. Da die Mündungen der Gewehre stets auf sie gerichtet blieben, gehorchten alle zitternd den Befehlen und die Räuber durchsuchten nun in aller Ruhe die Taschen und das Gepäck der am Boden Liegenden sowie den Wagen. Sie erbeuteten gegen tausend Lire Bargeld, vier Revolver, ein Gewehr und viele Selunucksachen. Hierauf entfernten sich die Banditen mit freundlichem Gruß und der Postwagen konnte seine Fahrt nach Trapani fortsetzen.

Schweres Unglück auf einem Eislaufplatz. Auf einem Eislaufplatze in Budapest ereignete sich am 26. Dezember ein bedauerliches Unglück. In den Nachmittagsstunden war der Platz infolge des Feiertages von einer großen Anzahl von Kindern besucht. Plötzlich brach die Eisdecke ein und zahlreiche Kinder fielen ins Wasser. Die Schüler Michael Weidinger, Johann Rad und Johann Toth wurden als Leichen aus dem drei Meter tiefen Wasser hervorgezogen. Die Polizei hat eine strenge Untersuchung eingeleitet. Es heißt, daß die Eislaufbahn, die unter der Kontrolle der Hauptstadt stand, den Sicherheitsanforderungen nicht entsprach.

Eine Hyäne des Friedhofes. Kürzlich wurden in einem Friedhofe bei Ferrara durch Zufall nicht weniger als 23 unbegrabene Leichen entdeckt, die der Totengräber in ein Versteck gebracht hatte, um sie nicht beisetzen zu müssen. Die Leichen waren zum Teil in einem fortgeschrittenen Stadium der Verwesung. Vor Gericht gab der Totengräber

an, er habe Klassenkampf mit dieser Leichensabotage getrieben, er sei nicht richtig bezahlt worden. Man verurteilte ihn zu einer leichten Strafe und entließ ihn aus dem Dienste. Jetzt hat der Nachfolger des Abgesetzten festgestellt, daß statt der angeblichen Sabotage Leichenraub und Leichenschändung schlimmster Sorte in Betracht kommen. Seit 24 Jahren ist keine Leiche im Sarg beerdigt worden. Allen Leichen wurden die Wertgegenstände, ja sogar die Wäschestücke genommen. Dann wurden sie ihrer Zähne beraubt, den Frauen wurden die Haare abgeschnitten.

Ermordung einer Frau und eines Kindes. In Groß-Popowitz bei Prag wurde die Arbeiterfrau Brosch und deren Kind tot aufgefunden. Allem Anscheine nach liegt ein Raubmord vor. Der Mörder dürfte bei einem Einbruche Frau Brosch und deren Kind ermordet haben, worauf er die Wohnung in Brand steckte, um glauben zu machen, daß die Frau und deren Kind in den Flammen umgekommen seien.

142 Jahre alt gestorben. Am 14. Januar ist in Bukarest der pensionierte Steuerinspektor Gheorghe Salomon im außergewöhnlich hohen Alter von 142 Jahren gestorben. Zwei Urenkel des Verstorbenen sind Mitglieder der Deputiertenkammer des rumänischen Parlaments.

Die wirtschaftlichen Folgen des Balkankrieges. Im österreichischen Abgeordnetenhaus äußerte sich der Finanzminister über die Schädigungen, die die österreichisch-ungarische Volkswirtschaft durch den Balkankrieg erleidet. Alle Kreise der Industrie, welche an dem Export nach den Balkanländern beteiligt sind, werden betroffen. Dieser Export riß so plötzlich ab, daß rollende Waren unterwegs zurückbefördert werden mußten. Durch die Dekretierung der Moratorien in den kriegführenden Staaten mit Ausnahme der Türkei würden außerdem die Außenländer der österreichischen Industrie am Balkan für längere Zeit uneinbringlich. Am meisten litt darunter die Textilindustrie, namentlich die Baumwollenindustrie. Es mußten namhafte Reduktionen in einigen Betrieben vorgenommen werden, und es sind alle Neben- und Hilfsindustrien in Mitleidenschaft gezogen.

Auf der Wallfahrt nach Mekka ums Leben gekommen. Aus Suakin kommt die Meldung, daß eine Pilgerschar von 700 Mann, die sich auf der Wallfahrt nach Mekka befand und hierbei am Fuße einer Gebirgskette ihr Lager aufschlug, von einem plötzlich niedergehenden Wolkenbruch überrascht wurde. Die vom Gebirge herabstürzenden Wassermassen waren so ungeheuer, daß das ganze Lager überschwemmt wurde und etwa 350 Pilger hierbei ihren Tod fanden.

Die preussischen Analphabeten. Die Zahl der Analphabeten ist in Preußen neuerdings weiter zurückgegangen. Rekruten ohne Schulbildung in der deutschen Sprache wurden im Ersatzjahre 1911 nur noch 24 eingestellt. Bei einem Kontingent von 165.841 Mann bedeutet dies 0,01 Prozent gegen 0,02 Prozent im Vorjahre. Rekruten ohne alle Schulbildung gab es 1911 im Landheer in Ostpreußen und in der Rheinprovinz je 5, in Pommern 3, Posen und Hannover je 2, in den übrigen Provinzen je 1 mit Ausnahme von Schleswig-Holstein, wo es keinen Analphabeten gab. Von den Regierungsbezirken hat-

ten 3 Analphabeten Gumbinnen, je 2 Königsberg, Stettin, Posen, Osnabrück, Düsseldorf und Trier. In der Marine gab es nur 1 aus der Provinz Ostpreußen. Mannschaften, die nur eine Schulbildung in ihrer nicht deutschen Muttersprache aufweisen, gab es außerdem 19, 11 im Landheer, 8 in der Marine. Auf die Provinz Posen kommen davon allein 10 Rekruten, auf Schleswig-Holstein 1, Schlesien 2, Ostpreußen, Brandenburg und Hessen-Nassau je 1.

Tod bei der Rückkehr in die Heimat. Eine grauenhafte Tragödie hat sich kurz vor dem Weihnachtsfest in einer kleinen Stadt des sächsischen Erzgebirges abgespielt. Vor fast fünfzig Jahren zog damals ein junger Mann von siebzehn Jahren aus der erzgebirgischen Heimat in die weite Welt, um sein Glück jenseits des Ozeans zu versuchen. Es gelang ihm, in den Vereinigten Staaten sein Glück zu machen, er nahm an dem amerikanischen Bürgerkriege teil und gelangte nach und nach zu einer angesehenen Stellung und zu beträchtlichem Vermögen. Die Liebe zu seiner erzgebirgischen Heimat aber blieb in dem Manne lebendig, und nach siebenundvierzigjährigem Aufenthalt in Amerika entschloß er sich, seinen Lebensabend in seiner Heimat zu verbringen. Er löste seine geschäftlichen Beziehungen, machte seine ausgedehnten Besitzungen in Minnesota zu Gelde und reiste Anfang Dezember vorigen Jahres von Amerika ab. Zuvor hatte er seine noch am Leben befindlichen Verwandten von seiner Absicht, in der Heimat den Rest seines Lebens zu verbringen, in Kenntnis gesetzt, und mit Freuden sahen die Verwandten der Ankunft des Greises entgegen. Der Dampfer mit dem Heimgekehrten landete wohlbehalten in Bremerhaven an, und freudigen Herzens trat der fast Siebzigjährige mit reichen Schätzen die Fahrt nach Sachsen an. Geschwister, Enkel und Enkelinnen erwarteten ihren aus fernem Lande zurückgekehrten Verwandten am Bahnhof, und schon begrüßten ihn Tücherschwenken und heimatliche Töne, als plötzlich ein grausames Geschick einen Strich durch die Rechnung machte. Beim Einlaufen des Zuges in die Bahnhofshalle hatte der Zurückgekehrte in freudiger Aufgeregtheit die falsche Tür seines Wagenabteils geöffnet und war an der verkehrten Seite ausgestiegen. Im selben Augenblicke, als der alte Mann seinen Fuß auf heimatlichen Boden setzen wollte, fuhr ein Güterzug in entgegengesetzter Richtung heran, erfaßte den Heimgekehrten und zermalmte ihn.

Großer Juwelendiebstahl. Aus Dresden wird gemeldet: In der Villa des Konsuls und Hofpianofabrikanten Rönisch wurde ein großer Juwelenraub verübt. Die Täterin, die aus Prag gebürtige Köchin Anna Chottowa, ist geflüchtet. Der Wert der geraubten Juwelen beträgt 20.000 Mark.

Der Mangel an Mannschaften in der englischen Flotte ist, wenn man den pessimistischen Betrachtungen Glauben schenken darf, die in der letzten Zeit in der Londoner Tagespresse angestellt wurden, in ein akutes Stadium getreten. Die wenig befriedigenden Feststellungen, von denen in diesen Untersuchungen die Rede war, sind sehr eindrucksvoll durch den Marineminister selbst bestätigt worden. Es werden in großem Umfange, gegenwärtig vielleicht viel mehr als in irgend einer früheren Zeit, Ausländer zum Dienste in der eng-

lischen Kriegsmarine herangezogen werden müssen. Deshalb darf allerdings noch nicht gefolgert werden, daß im Ernstfalle ein wirklicher Besatzungsmangel eintreten würde. Die Dienstzeit in der Kriegsmarine ist in England wesentlich anders geregelt als anderswo, sie ist vor allen Dingen von viel längerer Dauer. Für die Besatzung der für den Hochseekampf und für die Küstenverteidigung bestimmten Schiffe stehen die Mannschaften zahlreicher Jahrgänge zur Verfügung; außerdem wird die Zeit kommen, in der die selbständigen Kolonien, die jetzt bereits Kriegsschiffe dem Mutterlande zur Verfügung stellen, auch für das nötige Besatzungspersonal Sorge tragen. Schon im südafrikanischen Kriege sind solche Angebote von den britischen Kolonien gemacht worden.

Die Alkoholverheerungen in Frankreich. Der französische Abgeordnete Schmidt, der seit Jahren in der französischen Antialkoholbewegung eine führende Rolle spielt, hat jüngst eine größere Arbeit veröffentlicht, in der er mit Hilfe eines umfassenden Zahlen- und Tatsachenmaterials die Zunahme der Alkoholverheerungen in Frankreich nachzuweisen sucht. Bei allen geistigen Getränken ist eine starke Zunahme des Verbrauches zu verzeichnen; die Zahlen für den Absinth sind dafür typisch. Noch im Jahre 1871 verbrauchte Frankreich 15.521 Hektoliter Absinth. Im Jahre 1908 belief sich der Konsum auf 172.000 Hektoliter. Im Zusammenhang damit ist der Umfang der nervösen Leiden gewaltig gestiegen, insbesondere vergrößert die Statistik eine Besorgnis erregende Zunahme der schweren epileptischen Erkrankungen, und ebenso steigt die Zahl der Irnsinnigen unaufhaltsam. 1881 wurden in den Irrenanstalten 19.789 Kranke gezählt, im Jahre 1908 war diese Ziffer auf 95.247 gestiegen. Parallel damit verläuft das Wachsen der Kriminalität. Auf Tausend zählte man im Jahre 1871 0,47 Mörder, 1904 0,57.

König Alfons von Spanien und die Republikaner. Der republikanische Führer Azcarate begab sich am 14. Januar ins Palais, wohin ihn der König berufen hatte, der ihn über soziale Probleme zu befragen wünschte. In politischen Kreisen wird versichert, daß der König entschlossen sei, alle hervorragenden politischen Persönlichkeiten zu empfangen, welcher Partei sie auch angehören, um ihre Meinung über die verschiedenen politischen interessanten Fragen von allen Gesichtspunkten kennen zu lernen. Außer Azcarate werden verschiedene andere Republikaner empfangen werden, namentlich auch der radikale Führer Lerroux. — Der sozialistische Führer Pablo Iglesias veröffentlicht die Nachricht von den Empfängen und fügte hinzu, daß sie einen tiefen günstigen Eindruck in allen Kreisen gemacht haben.

Tötliche Morphiumeinspritzung. Der in Paris zum Besuch seiner Verwandten eingetroffene Professor der französischen Sprache an einem Budapestergymnasium, Pichet, hatte sich von einem Universitätsfreunde namens Bourget, einem Morphiumisten, eine Morphiumeinspritzung machen lassen. Diese war offenbar zu stark, denn Pichet starb wenige Minuten später. Bourget wurde verhaftet.

Alte Leute. Frau Katharina Schacherl, die Witwe eines Wundarztes, ist, 107 Jahre alt, in Oberplawin Böhmen gestorben. Sie war eine Schülerin



des Dichters Adalbert Stifter. — Ihr 118. Lebensjahr vollendete kürzlich die Arbeiterfrau Hedwig Stawna in dem Dorfe Dozuwno im Kreise Meseritz. Bis vor wenigen Wochen, wo sie von einem Schlaganfall betroffen wurde, konnte sie noch ihrer Beschäftigung nachgehen.

Ein Ehepaar mit zwei Kindern verbrannt. Ein Brandunglück hat in London vier Todesopfer gefordert. Wie ein Telegramm meldet, brach dort in der Kopenhagenstraße Großfeuer aus. Ein Ehepaar und seine zwei Kinder konnten sich nicht mehr rechtzeitig in Sicherheit bringen und verbrannten. Vier weitere Personen erhielten schwere Brandwunden. Ein drittes Kind des verunglückten Ehepaares konnte nur mit großer Mühe von der Feuerwehrr gerettet werden.

Große Goldbestände in Kapstadt. Aus Kapstadt wird berichtet, daß die gegenwärtigen sichtbaren Bestände an Golderz, das heißt solche Bestände, die auf drei Seiten herausgehauen und zum Abbau bereit sind, die gewaltige Summe von 100 Millionen Tonnen übersteigen. Das entspricht einem Erzbetrieb von drei Jahren. Auf die Kronmine kommen davon 10 Millionen Tonnen, dann folgt die Ostrandmine mit 6 Millionen 700.000 Tonnen. Die anderen Lager verteilen sich auf drei Gruben mit je einer Million Tonnen, der Rest auf eine größere Anzahl anderer Gruben.

Schneestürme in Nordamerika. Der ganze Osten ist von schweren Schneestürmen heimgesucht worden. Der auf der Reise von Port Limon nach New York unterwegs befindliche Dampfer „Turrialba“ der United Fruit Company strandete an der New Jerseyküste unweit Atlantic-City. Der Dampfer hat siebenundfünfzig Passagiere an Bord. Die ausgefahrenen Rettungsmannschaften haben das Schiff nicht erreichen können, doch ist für die Passagiere vorläufig keine Gefahr vorhanden. Der Schiffsverkehr im New Yorker Hafen ist vollständig lahmgelegt. Die eingetroffenen Dampfer haben die Docks noch nicht erreicht. Auf dem East River kollidierten zwei Fährboote, wobei zahlreiche Passagiere verletzt wurden. Infolge des Unwetters ereigneten sich mehrere Todesfälle.

Errichtung einer Universität in Hamburg beschlossen. Ein alter Lieblingswunsch der Hamburger Bevölkerung ist endlich seiner Erfüllung nahe. Der Senat der Hausstadt hat kürzlich die Vorlage angenommen, der zufolge eine aus drei Fakultäten bestehende Universität errichtet wird. Die Fakultäten sind Jurisprudenz, Philosophie und Kolonialwissenschaft. Für die Fundierung des Unternehmens sind die Zinsen von fünf und zwanzig Millionen Mark überwiesen, welche zu dem Zwecke bewilligt worden sind. Die Fakultät für Kolonialwissenschaft erregt das meiste Interesse. Sie soll dem Zweck dienen, tüchtige Beamte, Landwirte und Kaufleute für die deutschen Schutzgebiete heranzuziehen.

Die Katastrophe in dem japanischen Kohlenbergwerk Ubari hat sich als noch folgenschwerer herausgestellt, als zuerst angenommen wurde. 245 Bergleute wurden getötet oder verletzt, der Hauptstollen ist völlig eingestürzt. Es besteht wenig Hoffnung, die Verunglückten zu bergen.

Der Neubau der Kunstakademie in Königsberg i. Pr. ist nunmehr gesichert. Die Ge-

samtkosten betragen etwa 870.000 Mark, von denen als erste Rate 200.000 Mark ausgeworfen sind. Die neue Kunstakademie kommt nach dem Vorort Ratshof, während das bisherige langjährige Akademiegebäude anderen Zwecken dienstbar gemacht wird.

Die Strafe für die Diebe der Kaiserkette. Der Diebstahl des vielumstrittenen Kleinods der letzten drei Kaiserpreissingen, der zuletzt im Besitz des Kölner Männergesangsvereins belindlichen goldenen Kaiserkette, hat vor dem Landgericht zu Köln seine Strafe gefunden. Der vom Kaiser gestiftete Preis wurde mit anderen Kleinodien des Kölner Vereins in dem historischen Museum in der Eigelsteiner Torburg aufbewahrt und dort im Juni gestohlen. Die Kaiserkette bestand aus drei verschiedenen Gliedern, von denen das erste eine kleine Harfe von einem Eichenkranz umrahmt zeigt. Das nächste viereckige Zwischenglied trug in der Mitte den deutschen Adler mit Rubinen besetzt. Das folgende trug von Eichenkränzen umrahmt die Namen der hervorragendsten deutschen Liederdichter bzw. Komponisten. In der Mitte der Kette befand sich ein Schildchen mit dem Sängerspruche: „Im Lied stark, deutsch bis ins Mark!“ An diesem Schildchen hing das sogenannte Kleinod des Kaisers. Die Kette war als Wanderpreis gestiftet und sollte erst dann in den Besitz eines Vereins übergehen, wenn sie dreimal gewonnen worden war. Wegen des Diebstahls wurden der Tagelöhner Kniep aus Köln und der Kellner Hochgeschurz als Holzlar zu sieben Jahren Zuchthaus verurteilt. Wegen Hehlerei erhielt der Artist Rollar aus Altkloster anderthalb Jahr, der Tischler Hammacher aus Köln zehn Monate Gefängnis. Straferschwerend fiel der Wert des Kunstwerkes und das öffentliche Interesse am Schutz solcher in Museen ausgesetzter Gegenstände ins Gewicht.

Als der Infant Ferdinand von Spanien in den Gärten des königlichen Palastes mit seinem Stallmeister spazierenritt, und die Wache am Eingang der Gärten die Ehrenbezeugungen erwies, bäumte sich das Pferd des Infanten und ging durch. Da der Infant fürchtete, daß er die Herrschaft über das Tier verlieren und mit dem Pferd in den neben der Allee hinführenden Graben stürzen könnte, sprang er ab und stürzte dabei heftig hin. Er wurde im Automobil nach dem königlichen Palais geschafft, wo ihm die erforderlichen Verbände angelegt wurden. Der Zustand des Patienten, der einen Bruch des Oberarmes davongetragen hat, bietet keinerlei Anlaß zur Beunruhigung.

Eine Kuß-Reklame. Aus den Verein. Staaten schickte man der „Erkf. Ztg.“ eine Ansichtskarte mit folgendem, gedrucktem Text: „Weißt du, wie man ein Mädcl küßt? Stehe Aug in Auge vor ihr. Teile ihr deine Absichten nicht mit. Frage nicht erst um Erlaubnis, ob du küssen darfst. Sieh ihr träumerisch ins Auge. Wenn du willst, ergreife mit deiner Rechten ihre Rechte. In dieser Phase ist es angebracht, einigemal zu seufzen. Flüstere ihr sanft zu, daß ihre rosenroten Lippen dich an Cupidos Bogen erinnern. Wahrscheinlich wird sie bei diesen Worten ihre Augen senken und erröten. Lege deine linke Hand unter ihr Kinn und biege ihren Kopf leicht zurück. Ziehe sie sanft an dich. Beeile dich nicht. Starre in die Liebesglut die in ihren Augen

glimmt. Seufze noch einmal. Neige deinen Kopf dem ihren zu, bis deine Lippen — doch warte! Küsse sie nicht, bis du gewiß bist, daß sie den Antiseptischen Kau-Gummi der Firma X. Y. gebraucht, den einzigen Gummi, der das Küssen ungefährlich macht. Wenn sie ein antiseptisches Gummi-Girl ist, dann küsse sie.

Für 500.000 Mark Banknoten gefälscht. Die Polizei in Hongkong verhaftete sechs japanische Banknotenfälscher und beschlagnahmte für 500.000 Mark gefälschte Noten der Regierung von Kwangtung.

Eine bemerkenswerte Neuerung plant das deutsche Reichspostamt für den Briefsammel dienst in Berlin. Versuchsweise wurde vor dem Hause Linkstraße 19 ein Briefkasten aufgestellt, der bis auf den Boden reicht, während die jetzigen Briefkasten bekanntlich an den Wänden hängend angebracht sind und kaum ein Drittel Fassungsraum des nimmehr zur Einführung gelangenden besitzen. Die neuen Briefkasten sollen nicht nur in Geschäftszentren dem erhöhten Briefaufgabebedürfnis entsprechen, sondern auch zur Aufnahme von Post sachen größerer Formate dienen, die bisher auf das Postamt getragen werden mußten.

Für 30.000 Mark Goldsachen aus einem Musterkoffer gestohlen. Bei einem Einbruch in die Bijouteriefabrik Weishaupt Söhne in Ranau wurde, wie ein Telegramm meldet, der Musterkoffer eines Pforzheimer Reisenden erbrochen und daraus Goldwaren im Werte von 30.000 Mark entwendet.

Der erste offizielle Gnadenakt des Prinzregenten Ludwig von Bayern ist einem Mörder zugute gekommen. Der vom Schwurgericht in Würzburg zum Tode verurteilte Karl Weber aus Nüthingen, der im Mai vorigen Jahres seine Geliebte, Karoline Becker, erwürgte und die Leiche zu verbrennen suchte, ist vom Prinzregenten begnadigt worden.

Das südamerikanische Eisenbahnsyndikat. Aus Buenos Aires wird zu den vor einiger Zeit gemeldeten Fusionen südamerikanischer Bahnen durch ein internationales Syndikat noch geschrieben: „Nach anfänglicher Geneigtheit hat die argentinische Regierung die Offerte des Syndikats Farquhar, die beiden staatlichen Eisenbahnlinien zu erwerben, abgelehnt. Geboten wurden 70 Millionen Peso Gold, verlangt 110 Millionen. Bei der großen Differenz gilt eine Einigung für wenig wahrscheinlich. Das sehr kapitalkräftige Syndikat hat bekanntlich die Absicht, durch Verschmelzung argentinischer, brasilianischer, chilenischer, uruguayischer und paraguayischer Linien mehrfache Verbindungen zwischen Atlantik und Pacific herzustellen und verfügt in Argentinien bereits über fünf Linien. In Brasilien, wo es außer Eisenbahnen noch Hafen-, Holz- und Straßenbahnkonzessionen und Hotelgesellschaften erworben hat, wird es neuerdings aus Furcht vor nordamerikanischem Einfluß heftig angegriffen. Es muß abgewartet werden, ob die Ablehnung der argentinischen Regierung aus ähnlichen Gründen erfolgte. In eingeweihten Kreisen will man übrigens wissen, daß die Anlage von Eisenbahnen nur der Vorwand zur Erwerbung immenser Landkonzessionen war, die der Fleischproduktion dienen sollen. Man behauptet, nicht weniger als ein

Fünftel von Paraguay sei bereits in Händen des Syndikats.“

Riesenhafen für Riesendampfer. Die Hamburger Bürgerschaft hat bekanntlich unlängs rund 9 Millionen Mark für die Erweiterung des Neuen Hafens zu Cuxhaven bewilligt. Mit den Vorarbeiten ist bereits begonnen worden. Diese Hafenerweiterungsarbeiten, die eine Erweiterung des jetzt 9 Hektar großen Neuen Hafens auf 42 Hektar bringen, was den Neubau eines Riesenhafens bedeutet, sollen nach dem Voranschlage zwei Jahre dauern. Der Gesamthafen wird auf eine Tiefe von 11½ bis 12 Meter gebracht, weil die neuen Riesendampfer der Hamburg-Amerika-Linie, für die der erweiterte Hafen in erster Reihe bestimmt ist, beladen 10½ Meter tief gehen. Bis zur Fertigstellung der Hafenerweiterung wird der im Frühjahr nächsten Jahres in Fahrt stellende erste Riesendampfer, der „Imperator“, an der großen Dückdalbenanlage seine Ausrüstung erfahren, die jetzt im Fahrwasser der Unterelbe zwischen Altenbruch und Otterndorf ihrer Vollendung entgegengeht, und die nur für einen etwa dreijährigen provisorischen Betrieb vorgesehen ist. Die Uebernahme und Landung der Passagiere wird aber bereits in Cuxhaven erfolgen. Die ursprünglichen Gesamtkosten dieser Hafenerweiterung haben inzwischen durch weitere staatliche Ankäufe von Ländereien in der Nähe des Hafens noch eine weitere Erhöhung erfahren. Diese Landankäufe sind erfolgt, um das bereits für die Ablagerung der auszubaggernden großen Bodennengen vorgesehene Terrain zwischen dem Hafen und der Grodener Chaussee noch weiter abzurunden. Es wird nämlich beabsichtigt, das dann erhöhte umfangreiche Terrain als Bauland für Industrieanlagen zu verwenden und damit an der Elbmündung größere Industrieunternehmungen selbst zu machen.

Der neue Bürgermeister von Wien. Bei der Wahl des neuen Bürgermeisters am 23. Dezember wurde Weißkirchner mit großer Mehrheit gewählt. Dr. Weißkirchner ist vielfach politisch hervorgetreten. Er wurde als Sohn eines Lehrers am 24. März 1861 geboren, studierte an der Wiener Universität Jura und trat 1883 in den Dienst der Gemeinde Wien. 1896—1902 war er Landtagsabgeordneter für den Bezirk Josefstadt-Wien, wurde 1903 Magistratsdirektor, 1907 Präsident des Abgeordnetenhauses und 1909 Handelsminister. Nach dem Tode Dr. Luegers, der ihn in seinem Testament als seinen berufenen Nachfolger bezeichnet hatte, galt Dr. Weißkirchner als aussichtsreicher Kandidat für den Wiener Bürgermeisterposten. Die christlich-soziale Fraktion nominierte ihn damals auch zum offiziellen Kandidaten. Wie bekannt, lehnte Dr. Weißkirchner aus Rücksichten auf die Krone ab. Im Juni 1911 schied er nach dem Ausfall der Reichsratswahlen, da seine Volkstümlichkeit durch die Angriffe der liberalen und sozialdemokratischen Presse untergraben worden war, aus dem Ministerium aus. Seither war er in der Gemeindepolitik tätig. Die Stellung eines Wiener Bürgermeisters ist von besonderer Art. Dieser hat eine ungleich machtvollere Stellung als z. B. der Berliner Oberbürgermeister. Das Wiener Stadtoberhaupt ist nicht Beamter, sondern ein vom Gemeinderat aus seiner Mitte gewähltes Mitglied. Der Bürgermeister ist als solcher auch Vorsitzender des Gemeinderates. Weiter vor-

waltet er den sehr weit gezogenen Selbstverwaltungskreis der Gemeinde, die in Wien auch Großunternehmerin ist; sie betreibt die Straßenbahn, den Omnibusbetrieb, Elektrizitäts- und Gaswerke, sowie zwei Wasserleitungen. Endlich ist die Gemeinde noch untere Verwaltungsbehörde z. B. in Gewerbe-, Schul- und Steuersachen; da untersteht sie natürlich auch in weitgehender Weise der staatlichen Kontrolle. Der Posten des Wiener Bürgermeisters ist also einer der wichtigsten, den die christlich-soziale Partei zu vergeben hat. Weißkirchner findet z. B. die Frage der Untergrundbahn unerledigt vor und wird nun die Aufgabe haben, in die Führung der Kommunalpolitik wieder einen frischeren Zug zu bringen.

Kurz entschlossene Schützenbrüder. Der Schweizer Schützenbund hat beschlossen, die Beteiligung an dem im nächsten September stattfindenden großen internationalen Wetschießen in den Vereinigten Staaten aus dem Grund abzulehnen, weil die Yankees keine Gelder bereitgestellt haben, um den fremden Schützenden in andern Ländern bei solchen Gelegenheiten üblichen Vergünstigungen zukommen zu lassen. Washingtoner Meldungen zufolge ist man dort über den Entschluß sehr überrascht und die „Association National of the United States“ hat sofort die nötigen Maßnahmen getroffen, daß der Betrag von 38.500 Dollars angewiesen wurde, um den fremden Gästen die nötige Beihilfe zu den Kosten ihres amerikanischen Aufenthaltes zuteil werden zu lassen.

Verunglückter Ausflug eines Löwen aus dem Dschungel. Der „Daily Telegraph“ meldet aus Mairobi: Die Hauptstadt von Britisch-Ostafrika ist nach den Urteilen aller Besucher eine hochmoderne, europäisch ausgebaute Großstadt, um man wird kaum glauben, daß ihre Straßen sich für eine Löwenjagd eignen. Nun hat es sich am 15. Dezember ereignet, daß ein prächtiger Löwe von neun Fuß Länge aus dem Dschungel in die Stadt kam. Ein Einwohner Mairobis, namens Oldfield, erschoss die gewaltige Bestie, die, nebenbei bemerkt, von den Wundern des modernen Verkehrs mit seinen vorbeirasenden Automobilen und Tramways so befangen war, daß es ihr nicht einmal einfiel, jemand zu überfallen und einen Schaden anzurichten.

Ein Jahr der Kongresse ist das angebrochene Jahr 1913. Der Mittelpunkt aller dieser Veranstaltungen, die diesmal besonders ein nationales Gepräge tragen, wird Leipzig sein, denn da war es ja, wo sich vor hundert Jahren die Entscheidung über das Geschick Deutschlands vollzog. Mit einem Kapital von 6 Millionen Mark ist dort das große Nationaldenkmal errichtet worden, zu dessen Einweihung auch der schon teilweise im Betrieb befindliche Zentralbahnhof, der größte auf der ganzen Erde fix und fertig sein soll. So ist es denn ganz natürlich, daß Leipzig als Ort des Kongresses von allen Verbänden gewählt wurde, die im kommenden Sommer tagen sollen, und schon jetzt sind unfassende Vorbereitungen für die Unterbringung der zu erwartenden außergewöhnlich starken Anzahl von Fremden getroffen worden. Von besonderem Interesse für alle Besucher wird das Nationaldenkmal sein, das sich dicht neben dem einfachen Napoleon-Gedenkstein erhebt. Von da aus beherrscht man mit

dem Blick nicht nur das etwas tiefer gelegene Leipzig, sondern auch alles umliegende Gelände. Von diesem denkwürdigen Platze aus leitete also der gewaltige Korse die Schlacht, in der er dennoch unterliegen sollte. Hübsche Anlagen sind jetzt dort eingerichtet worden, eine Kunststraße führt direkt von dem oben auf einer mäßigen Höhe sich erhebenden Denkmal niederwärts zur Stadt. Vor kurzem wurde an dieser weltgeschichtlichen Stätte ja auch die russische Gedächtniskirche zum Andenken an die bei Leipzig gefallenen 22.000 Russen eingeweiht; wie verlautet, hat sich ein Komitee gebildet, das sich die Aufgabe gestellt hat, alle Pressestimmen über die erwähnte Einweihung zu einem Album zu vereinigen und dieses nach Petersburg zu senden. Mit einem Wort, das laufende Jahr erinnert uns an Deutschlands größte Zeit, an die Zeit, als es sich aus Schmach und Unterdrückung manhaft erhob. Ohne 1813 hätte es kein 1870 gegeben, ohne Körner, Schill, Stein, Schamhorst, Gneisenau und Blücher keinen Bismarck. Gerade deshalb hat dieses Jahr seine ganz besondere nationale Bedeutung, und daß diese erkannt worden ist und bestätigt werden soll, ist mit Genugtuung zu verzeichnen.

Das Militärluftfahrwesen in Rußland. Wie in allen Großstaaten sehnt auch in Rußland die Heeresverwaltung der Entwicklung und Ausgestaltung des Militärluftfahrwesens regstes Interesse und Aufmerksamkeit. Auf dem Gebiete des Flugwesens entwickelt besonders die auf Initiative einer besonderen Abteilung des Vereins zur Verstärkung der russischen Flotte in Sewastopol gegründete sogenannte „südliche“ Flugschule zur Ausbildung von Offizieren und Mannschaften auf Flugzeugen eine sehr lebhafte Tätigkeit. Erst im letzten Juli bestanden wieder vier Leutnants die Prüfung als Flieger der Schwarzenmeerflotte, außerdem drei Offiziere der Landarmee, die vorher den Spezialkursus für Kriegsfieger durchgemacht hatten. Anfang August traten 24 neue Schüler hinzu, die ihre theoretische Vorbereitung im polytechnischen Institut des Zaren Peters des Großen beendet hatten. Gegenwärtig befinden sich in der Schule 75 Offiziere, außer den 16 Offizieren, die bereits im vorigen Jahre Abiturienten des Spezialkursus gewesen sind. Von den Schülern gehören 34 der Infanterie, 10 der Artillerie, 9 der Kavallerie, 17 dem Ingenieurkorps und 5 der Marine an. Das Lehrpersonal besteht aus 5 Instruktoren.

Die längste Brücke der Welt ist wohl die Löwenbrücke in der Nähe der Stadt Sanzang in China. Sie führt über einen Zipfel des Gelben Meeres und ruht auf 300 in Mauerwerk ausgeführten Pfeilern. Ihre Länge beträgt 8½ Kilometer, ihre Höhe über dem höchsten Wasserspiegel 23 Meter. Sie wurde bereits am Anfang des 18. Jahrhunderts gebaut.

Der regenreichste Ort Europas ist Crkvice in Dalmatien, ein Städtchen, das in der Nähe von Cattaro 1017 Meter hoch liegt. Die mittlere Höhe der Niederschläge erreicht dort nach den in den letzten 22 Jahren gemachten Beobachtungen 4642 Millimeter, 1901 gab es sogar 6135 Millimeter. Die fast täglichen großen Regengüsse bringen die südlichen Winds.

Schadenfeuer im Hafen von Neapel. Im Hafen von Neapel brach unlängst durch Selbstent-



zündung von Paraffin ein Großbrand aus. Sechs Leichterschiffe mit ihrer Ladung wurden, wie dem „Berl. Tagebl.“ gemeldet wird, zerstört. Der Schaden beträgt über eine Million Francs. Geschädigt wurden der Norddeutsche Lloyd und die Firma Aselmeyer.

Eine Erfindung auf dem Gebiete der drahtlosen Telephonie. Aus München meldet ein Telegramm: Nach den „Münchener Neuesten Nachrichten“ hat ein Münchener Ingenieur namens Fritz Kuppelmayr in der letzten Zeit auf dem Gebiete der drahtlosen Telephonie eine bedeutsame Erfindung gemacht. Mit den bisher üblichen Stationen für drahtlose Telephonie war ein direkter Gegenspruch nicht möglich, das heißt, es konnte ein direkter Verkehr beider Stationen gleichzeitig gegeneinander nicht hergestellt werden. Die neue Erfindung soll nun diesen Mangel beseitigen und ein gleichzeitiges Gespräch gestatten.

Parseval-Gesellschaft darf nicht für England bauen. Wie die Firma Krupp, ist auch die Reichsregierung darauf bedacht, daß die Fortschritte auf solchem oder verwandtem Gebiet nicht von fremden Nationen nachgeahmt oder sonstwie ausgenützt werden können. In Uebereinstimmung mit dieser Gepflogenheit hat es die Reichsregierung, wie von sonst gutunterrichteter Seite verlautet, verhindert, daß die Parseval-Gesellschaft den Bau von Luftschiffen für die englische Armee übernommen hat. Die britische Militär-Verwaltung hat, wie es heißt, eine große Anzahl von Luftschiffen bei der deutschen Firma in Bau geben wollen, auch waren die Offerten überaus verlockend, aber da die genannte Gesellschaft zur Ausführung des Auftrags der Erlaubnis der Regierung bedurfte, so wurde der Plan der maßgebenden Gewalten an der Themse durchkreuzt. Die Nachricht entbehrt zwar noch der Bestätigung, wird aber für authentisch gehalten, da es kein Geheimnis ist, daß die britische Kriegsverwaltung eifrig darauf aus ist, Versäumtes nachzuholen und, was sie im eigenen Lande nicht erhalten kann, auswärts in Auftrag zu geben.

Wie man in Amerika die rote Presse bekämpft. Aus den Verein Staaten wird berichtet: Wie man eine Schmutzquelle am einfachsten und sichersten zu verstopfen vermag, zeigten kürzlich die bürgerlichen Zeitungsbesitzer Chicagos. Diese Herren, die auf die rote Gefahr durch das Anschwellen der sozialdemokratischen Stimmen während der letzten Wahl wie durch einen vom Zaune gebrochenen Zustand ihrer Buckdruckerglöhfen aufmerksam gemacht waren, ließen den dortigen Geschäftsleuten die lakonische Mitteilung zugehen, daß in Zukunft der Anzeigenraum ihrer Blätter nur noch den Firmen offen stehe, die sich verpflichten, in dem sozialdemokratischen Organ „Chicago Morning World“ nicht zu inserieren. Der Erfolg dieser Maßnahme zeigte sich sofort. Die sozialdemokratische Zeitung, die sich vorher gut bezahlte, hatte jetzt plötzlich mit einem wöchentlichen Defizit von 2000 Dollar zu kämpfen, das die Genossen auf die Dauer nicht zu decken vermochten. Wohl oder übel mußte daher das Blatt sein Erscheinen einstellen, obwohl es, wenn man der New Yorker sozialdemokratischen Volkszeitung glauben darf, eine Auflage von 200.000 Exemplaren hatte. Obgleich die Sozialdemokratie Amerikas, auch nach

der Wahl, nur eine große Null im politischen Leben der Vereinigten Staaten darstellt, greifen die Amerikaner, um etwaigen unangenehmen Ueber-raschungen vorzubeugen, wie man sieht, schon heute zu Mitteln, die drüben nicht mal der berufene Kämpfer gegen die Sozialdemokratie, der Reichsverband, mit Rücksicht auf das übergroße Zart- und Gerechtigkeitsgefühl der dortigen bürgerlichen Parteien vorzuschlagen wagt. Eins ist sicher, würden die amerikanischen Sozialdemokraten das politische Gastrecht so mißbrauchen, sich am Staatstische so breit zumachen versuchen, wie die deutschen, so würde dieser republikanische Staat auf eine Weise von seinem Hansrecht Gebrauch machen, die die Welt in Erstaunen setzte.

Tunnel unter dem Rhein. Wie aus Koblenz gemeldet wird, soll die von dort nach Ehrenbreitensstein über den Rhein führende Schiffsbrücke im nächsten Jahr durch einen Tunnel unter dem Rhein ersetzt werden. Eine Aenderung der Verkehrsfazilitäten hatte sich dort schon seit Jahren als notwendig erwiesen, da die Schiffsbrücke und die im Jahre 1864 fertiggestellte große Eisenbahnbrücke dem immer größer werdenden Verkehr nicht mehr genügten, neue Anlagen aber auf Bedenken militärischer Art stießen.

Die Irazösischen Kriegsschiffbauten. Wie aus Paris berichtet wird, war seit vielen Jahren keine so rege Schiffbautätigkeit der Kriegsflotte, wie sie jetzt entwickelt wird, zu verzeichnen. Es befinden sich zurzeit im Bau auf Staatswerften: 6 Linienschlachtschiffe, 6 Torpedobootzerstörer, 27 Unterseeboote, 3 Schwimmdocks und 2 große Trockendocks; auf Privatwerften: 5 Linienschiffe, 8 Torpedobootzerstörer, 2 Minenlegeschiffe, 1 Flußkanonenboot, 1 Transport- und 1 Avisodampfer. Für diese Neubauten werden 1912/14, und zwar auf den Staatswerften 471,4 Millionen Franken, auf den Privatwerften 350,5 Millionen Franken ausgegeben. Im Jahre 1914 erhält also die jetzt schon 21 Linienschlachtschiffe, 21 Panzerkreuzer, 10 geschützte Kreuzer, 81 Zerstörer, 18 Hochsee-, 90 Torpedo- und 67 Unterseeboote zählende Flotte Frankreichs einen Zuwachs um 52 operative Einheiten, wodurch sich der Gesamtstand auf 32 Schlachtschiffe, 21 Panzerkreuzer, 95 Zerstörer, 18 Hochsee-, 90 Torpedo- und 94 Unterseeboote erhöhen wird.

Robinsonade im Indischen Ozean. Viel Mißgeschick und allerlei Robinsonaden haben die Passagiere des Dampfers „Salazie“ durchgemacht, der Schiffbruch im Indischen Ozean erlitt. Das Schiff war von Diego Suarez bei stiller See nach Maurice ausgelaufen, geriet aber bald in einen Zyklon und wurde auf eine Koralleninsel geworfen. In der furchtbaren Brandung scheiterten sechs Rettungsboote. Die 149 Passagiere wurden schließlich, als der Sturm nachließ, an Land gebracht und mußten sich auf der menschenleeren Insel einrichten. Merkwürdigerweise verwischten sich aber trotz dieses Ursprungszustandes die sozialen Unterschiede nicht, und auf der Insel trennten sich die Passagiere nach den verschiedenen Klassen, und jede errichtete ihr eigenes Lager. Zwei Tage blieben die Schiffbrüchigen auf der einsamen Insel, dann gelang es einigen Matrosen, die madagassische Küste zu erreichen und Hilfe herbeizuholen.

Förderung des Deutschtums in China. Seit mehreren Jahren ist eine deutsche Schule in Sinsanfu mit gutem Erfolge am Werk, dem Absatz deutscher Industrieerzeugnisse und dem deutschen Handel in der blühenden Provinz Schantung die Wege zu ebnen. Ein allgemeines deutsches Kultur-Handels- und Industriemuseum findet lebhaftes Interesse der Bevölkerung und weckt in ihren Kreisen Sinn und Verständnis für deutsche Art. In der richtigen Erkenntnis, daß solche Mittel hervorragend geeignet sind, ein vielversprechendes Absatzgebiet zu erobern, hatte der Zentralverband Deutscher Industrieller seinen Mitgliedern die Förderung und Unterstützung dieser Einrichtungen empfohlen. Daraufhin sind aus den Kreisen der Industrie Zuwendungen von Ausstellungsgegenständen verschiedenster Art gemacht worden, die jetzt an Ort und Stelle eingetroffen und zur Aufstellung gelangt sind.

Blutiger Zusammenstoß bei einer Demonstration. In Rocagora (Provinz Rom) wurde eine Demonstration wegen einer Frage des lokalen Sanitätsdienstes veranstaltet. Es kam zu einem Zusammenstoß zwischen Demonstranten und Militär, wobei einige Soldaten Verletzungen erlitten. Das Militär machte von der Schußwaffe Gebrauch. Den Blättern zufolge sollen fünf Demonstranten getötet und mehrere verletzt worden sein.

211 Soldaten in Hanau typhuskrank. Die bereits gemeldete Typhus-Epidemie in Hanau, Regierungsbezirk Kassel, welche unter den Truppen des dortigen Eisenbahn-Regiments No. 3 herrscht, hat weitere Fortschritte gemacht. Es liegen jetzt nicht weniger als 211 Soldaten im Hospital darnieder, manche in bedenklichem Zustand. Man glaubt, daß der Main, an welchem Hanau gelegen, verseucht ist. Bestätigt sich das, so ist für die Gesundheit der gesamten Bevölkerung der Stadt die größte Gefahr vorhanden.

Baufach-Ausstellung in Leipzig. Im Frühjahr wird in Leipzig eine internationale Baufach-Ausstellung eröffnet werden, die unter dem Protektorat des Königs Friedrich August von Sachsen steht. Der Ausstellung, deren Areal 400.000 Quadratmeter groß ist, liegen gewaltige Kultur-Monumente zugrunde. Es soll erstmalig und erschöpfend vor aller Welt Zeugnis über die Fortschritte auf dem Gebiete des gesamten Bau- und Wohnwesens abgelegt werden.

Die Bemannung der argentinischen Flotte besteht zurzeit nach einer Mitteilung der Baenoarensen „Nacion“ aus 323 Offizieren, 109 Maschineningenieuren, 45 Sanitätspersonen, 72 Kommissären und 10.000 Mann (einschließlich 2555 Köpfen für das Maschinenpersonal). Sämtliche Kriegsschiffe können im Ernstfalle voll bemannt werden, ohne daß es notwendig wäre, auf die Marinereservisten (13.000 Mann) zurückzugreifen.

Die Stadt Lanban in Schlesien, die rund 15.000 Einwohner zählt, versorgt fast die ganze Welt mit Taschentüchern. Zirka 800 Heimarbeiterinnen säumen die Tücher, und jede liefert täglich, im Durchschnitt gerechnet, 20 Dutzend, also 240 Taschentücher. Bei 800 Säumerinnen ergibt dies die stattliche Zahl von 55 Millionen 296.000 Taschentüchern Jahresfabrikation, doch vielfach wird auch diese Zahl noch überschritten.

Bericht über die Fahrt der deutschen Südpolar-Expedition.

Vor einigen Tagen brachten wir eine Notiz über die deutsche Südpolar-Expedition, der Gegenstand ist aber so interessant, daß unsere Leser es gerne sehen werden, wenn wir hier einen längeren Bericht über diese Fahrt durch die südlichen Eisregionen veröffentlichen.

Am 11. Dezember 1911 verließ die „Deutschland“, nachdem sie mit dem nötigen Proviant bis oben vollgepfropft war, Grevik in Süd-Georgien, um die lange vorbereitete Reise nach dem Süden anzutreten. Schon nach wenigen Tagen, bei 57,58 Grad südlicher Breite, wurden die ersten Eisberge angehtroffen, die einige Tage wohl noch ein Vorwärtskommen gestatteten; am 17. Dezember aber war das Schiff so dicht von Eis umgeben, daß es hilflos in den Schollen festsatz. Zwei Wochen war weder an ein Vorwärts, noch an ein Rückwärts zu denken. Am 1. Januar 1912 endlich brach ein heftiger Nordoststurm los, der Bewegung in die Eismassen brachte. Dieser Umstand wurde sofort wahrgenommen und durch Rammen und Sprengungen weiter Luft geschafft. Bald zeigten sich einige Rinnen, die ein langsames Vordringen gestatteten, bis endlich am 10. Januar breite Fahrstraßen eine verhältnismäßig leichte Fahrt ermöglichten, sodaß eine Strecke von 50–60 Meilen täglich zurückgelegt werden konnte. Am 14. Januar wurde so der 70. südliche Breitengrad erreicht. Hier aber versperrten schweres Packeis und ausgedehnte Eisfelder jeden Weg, sodaß fast alle Hoffnung schwand, auf dem eingeschlagenen Wege weiter vorzudringen. Das Schiff vermochte die Schollen nicht mehr zu bewältigen, trotz aller nur möglichen Versuche; das Eisrammen wurde mit solcher Gewalt betrieben, daß bei dem Anprall die Matrosen mit den Köpfen gegen den Mast flogen. Bei diesen Arbeiten hat das Schiff seine Vorzüglichkeit als Eisbrecher bewiesen, da es allen Anforderungen gewachsen war. Ein trostloser Anblick war diese Einöde von Eis und nichts als Eis für die Forscher, die vorwärts wollten und mit menschlichen Mitteln den Gürtel, den der Pol neidisch um seine Grenzen gezogen hatte, nicht mehr zu durchdringen vermochten. Da beschloß am 27. Januar 1912 — gerade zu Kaisers Geburtstag — Herr Dr. Filchner, daß man am nächsten Tage, wenn bis dahin die Eisverhältnisse sich nicht gebessert hätten, umkehren wolle, um an einer anderen Stelle den Durchbruch zu versuchen. Da, im letzten Augenblick am 28. Januar, begann sich das Eis zu öffnen, und die Weiterfahrt konnte, wenn auch langsam, wieder aufgenommen werden. Eine größere Freude konnte den Forschern nicht bereitet werden, wenn auch niemand glaubte, daß der Weg sie noch weit kommen lassen würde. Aber eine angenehme Enttäuschung wurde ihnen bereitet. Am 29. Januar bemerkte Kapitän Kling, der sich gerade im Auslug am Mast befand, ein leises Wiegen des Schiffes, eine Dünung. Wo aber Dünung ist, kann freies Meer nicht mehr fern sein. Und so war es denn auch; nach einer mühevollen Arbeit, den 1200 Meter starken Eisgürtel zu durchdringen, gelang endlich das schwere Werk; das Eis lag hinter dem Schiff und das freie Weddelmeer offen vor den

Blickten aller. Nun ging es in flotter Fahrt wie auf einem Binnengewässer frisch vorwärts, bis auf 76,37 Grad südlicher Breite Land dem Schiffe die Weiterfahrt versperrte; es war das neuentdeckte Prinzregent Luitpold-Land.

Als ein überwältigender, ungeheurer, eisstarrer Kontinent bot das noch von keinem menschlichen Auge erblickte Gebiet sich den Augen der sprachlosen Forscher dar. An der Abbruchstelle etwa 20—30 Meter hoch, steigt das blendend weiße, eisige Terrain bis zu einer Höhe von 1500 Metern an und erhebt sich landeinwärts zu Höhen von 4000 Metern. Südwestlich folgte das Schiff der Küste, oder richtiger den Abbruchstellen, bis zum 31. Längengrade und 77,48 Grade südlicher Breite. Hier bestand eine Bucht, die nach dem später verstorbenen Kapitän „Vahselbucht“ benannt wurde und von wo sich westlich eine riesige Eisbarriere hinzog, die den Namen Kaiser Wilhelm-Barriere erhielt. Diese Barriere hat genau denselben Charakter, das gleiche Aussehen wie die auf der anderen Seite des Pols gelegene Roß-Barriere. In dieser Bucht beschloß Dr. Filchner anzulegen und sandte mehrere Mann an Land, um durch Terrainsondierungen feststellen zu lassen, ob die Gegend zur Anlage einer Station geeignet sei. Die zurückkehrenden Leute konnten nicht zu diesem Plane raten, daher wurde beschlossen, an der großen Eis-Barriere entlang westlich vorzudringen. Bei dieser Fahrt wurde die Küste ebenso wie die des Landes kartographisch festgelegt. Der Weg führte zuerst nach Süden, dann nach Westen, wiederum nach Süden, schließlich nach Nordwesten. Nach einer Fahrt von 80 Meilen war ein weiteres Vorwärtstommen durch Packeis unmöglich; so kehrte man denn nach der Vahselbucht zurück, nachdem alle Versuche, eine bessere Landungsstelle für die Anlage einer Station zu finden, vergeblich gewesen waren. So wurde denn die Landung in dieser an einem mit der großen Barriere im Zusammenhang befindlichen Eisberg am 9. Februar 1912 vorgenommen. An einer etwa 5 Meter hohen Zugangsstelle wurde das nötige Material ausgeschifft und in die Höhe gebracht, wobei die Pferde sich ausgezeichnet bewährten und ohne Hufeisen brillant auf dem Eis zogen. Am ersten Tage, nachdem die Pferde ausgeschifft waren, benahmen sich die so lange der Freiheit herabten Tiere wie toll. In den unglaublichsten Sprüngen rasten sie auf dem Eise umher und tobten ihren Uebermut aus. Aber nach einer halben Stunde bemerkte man, daß ein Tier abhanden gekommen war. Langes Suchen — endlich fand man das Tier in einer 14 Meter tiefen Eisspalte, in die es bei dem Herumtoben hinabgefallen war. Kapitän Kling legte sich über die Spalte und sah nur den Kopf des Tieres in der Dunkelheit. Da eine Rettung unmöglich schien und das Tier jedenfalls auch die Knochen gebrochen hatte, hielt man es für richtiger, es zu töten. Herr Kling bewaffnete sich also mit einem Armeegewehr, schob sich wieder über die Eisspalte, zwei Mann hielten ihn an den Beinen fest und so schoß er auf das Tier. Dr. König fragte: „Nun, wohin haben Sie getroffen?“ — „Der Schuß ist sicher in den Kopf gegangen.“ war die Antwort. Sicherheitshalber gab er aber noch einen zweiten Schuß ab, der seiner Ansicht nach in den Hals getroffen hat. Man bedauerte sehr, ein Tier auf solche Weise verloren zu haben. Am nächsten

Tage ging Herr Kling abermals nach der bewußten Spalte, blickte hinab und — sah, daß das Pferd noch immer den Kopf suchend hin und her bewegte. Zunächst wurde der sichere Schütze von seinen Kameraden tüchtig ausgelacht, dann aber trat die Frage heran, ob es nicht doch möglich sei, das wertvolle Tier zu retten. Mit Lebensgefahr wurde der Abstieg unternommen und zu aller Freude festgestellt, daß das Tier unverletzt sei und auf allen Vieren stand. Nun hieß es, das Rettungswerk durchzuführen, das sich außerordentlich schwierig gestaltete. Ein Gurt mußte auf dem Boden ausgebreitet werden, der an beiden Seiten durch Stricke gehalten wurde, dann das sich vor Furcht und Schrecken wie rasend geberdende Tier darüber getrieben und im geeigneten Moment hochgezogen werden. Mehrmals gerieten die wackeren Retter in Gefahr zu stürzen oder von dem tobenden Tiere schwer verletzt zu werden. Nach mühevollen, langen Versuchen aber gelang es, das Tier in die Höhe zu bringen, und noch jetzt ist es wohl auf im Depot in Süd-Georgien.

Die Arbeiten für die Errichtung einer Station gingen flott vorwärts. Abends wurde bis 11 oder 12 Uhr gearbeitet, was die Arbeiter allerdings kaum bemerkten, da die Sonne nicht unter den Horizont sank. Matrosen wie Kapitän und Gelehrte legten Hand an, sodaß man hoffte, in wenigen Tagen die Station fertigzustellen. Da setzte in der Nacht des 18. Februar eine gewaltige Springflut ein. Ein furchtbares Krachen und Dröhnen weckte die Schläfer, die aber, an diese Schrecken der Polargegend bereits gewöhnt und von der schweren Arbeit ermüdet, sich nicht weiter stören ließen. Und doch war die Katastrophe da, die die Arbeiten der letzten Wochen mit einem Schlage zu nichte machte. Die auf der neuen Station schlafenden Leute wurden am Morgen von den Schiffsmannschaften geweckt und sahen, daß sie samt ihrem Eisberg nach Norden trieben. Die furchtbare Springflut der Nacht hatte den Eisberg von der Barriere losgesprengt und sie befanden sich bereits eine ganze Strecke vom Schiffe entfernt. Nun hieß es das Rettungswerk beeilen; 7 Mann, 7 Pferde, 75 Hunde, das dreiviertel fertigestellte Stationshaus mit allem Proviant mußten zum Schiffe zurückgeschafft werden. Den fast übermenschlichen Anstrengungen gelang es, alles Bewegliche in Sicherheit zu bringen, nur das Stationshaus ist mit dem Eisberg weitergetrieben, nebst einem Hunde, der nicht eingefangen werden konnte, einer Salzkiste und einigen Speckseiten, die den Hunden als Nahrung zurückgelassen worden waren. Nach den Berechnungen dürfte der Eisberg durch die Drift etwa nach einem Jahre an der Eisgrenze des Atlantischen Ozeans ankommen, sodaß dann wohl gelegentlich ein Schiff ihn sichten und das Stationshaus feststellen kann. Von der kolossalen Gewalt, die diese Eismassen bewegt, kann man sich einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß dieser Eisberg etwa 3 Quadratkilometer groß war und etwa 15 Meter über das Wasser ragte. Da aber von einem Eisberg nur ein Achtel seiner Größe über Wasser ragt und sieben Achtel sich unter Wasser befinden, so erstreckte sich dieser Eisberg noch 100 Meter in die Tiefe. Die höchsten beobachteten Eisberge erreichten Höhen von etwa 40 Metern über Wasser.

Im Anschluß an dieses Ereignis setzte ein äußerst heftiger Nordweststurm ein, sodaß die „Deutsch-



land auf offene See hinausgebracht werden mußte, denn die Gefahr, von dem treibenden Eis gegen die Eisbarriere getrieben zu werden, war sehr groß. Zwölf lange, bange Stunden hielt dieser Orkan an, und hätte er noch einmal zwölf Stunden gedauert, so wäre wohl ein Zerschmettertwerden an der erbarmungslosen Barriere unvermeidlich geworden. Diese Stunden gehören wohl mit zu den gefahrvollsten Momenten der ganzen Reise. Glücklicherweise ließ noch zur rechten Zeit die Gewalt des Sturmes nach; aber auch so hatte er an den Abbruchstellen ungeheure Verwüstungen angerichtet. Es konnte festgestellt werden, daß die losgerissenen Eismassen einen Flächenraum von 150 Quadratkilometern umfaßten. Damit war aber auch die bestehende Bucht zerstört worden, und es hatte sich eine neue rechtwinklige Bucht geöffnet. Nun wurden Versuche gemacht, am Inlandeise zu landen, und zwar an Abbruchstellen von 10 bis 20 Meter Höhe. Es gelang auch, zwei Depots zu errichten, die als Stützpunkte für kleinere Schlittenfahrten dienen sollten, welche noch in diesem Jahre unternommen werden sollten.

Die Temperatur sank jetzt sehr schnell, sodaß sich Jungeis zu bilden begann. Schon nach kurzer Zeit kam das Schiff an einer Scholle fest, mit der es hilflos hin und her getrieben wurde, den furchtbaren Mächten jener Gegend preisgegeben. Unter diesen Umständen konnte die Lage des Schiffes aber eine sehr bedenkliche werden, sobald die Scholle, mit der es zusammenhing, nach Westen getrieben würde und damit wieder in die Nähe der furchterlichen Barriere kam und in die Gefahr geriet, zerdrückt zu werden. Als sich daher plötzlich nochmals das Eis öffnete und freie Fahrt nach Norden bot, benutzte man die Gelegenheit, um womöglich nach Süd-Georgien zurückzukehren und später nochmals vorzudringen. Aber einige Tage später, auf der Höhe des 74. Grades südlicher Breite, zeigte sich schweres Packeis, und nachdem die „Deutschland“ sich noch einige Tagemühsam vorwärts gearbeitet hatte, geriet sie schließlich so gründlich fest, daß keine Aussicht bestand, frei zu kommen. Es erfolgten einige Pressungen, die gut überstanden wurden; aber am 9. März war das Schiff völlig und endgültig eingefroren. Damit war das Schicksal der Forscher besiegelt, sie waren Wind und Wetter preisgegeben und mußten die Polarnacht mitten in Eis und Schnee, fern vom festen Lande zubringen. Die Drift war verhältnismäßig schwach, westliches und nordwestliches Abtreiben wechselte, dann setzten glücklicherweise wieder südliche Winde ein, die das Schiff an die Grenze des Polareises brachten, wo es am 26. November 1912 glücklich losgesprengt und auf dem 63,43 Grad südlicher Breite freies Fahrwasser gewinnen konnte.

Neun Monate waren Schiff und Besatzung im Packeis gefangen und ersteres verschiedenen schweren Pressungen ausgesetzt gewesen. Glücklicherweise fanden die meisten Pressungen in einiger Entfernung vom Schiffe statt, sodaß es selbst niemals davon betroffen wurde. Die gefährlichste Pressung und zugleich einer der gefahrvollsten Augenblicke war die Pressung vom 7. September. Mit unheimlicher Gewalt, mit Krachen und Dröhnen, als ob Hunderttausende von Kanonen abgefeuert würden, schoben, trieben, schauerten sich die Eisschollen aneinander, türmten sich hoch empor, zermalnten sich zu

Mehl. Und diese Pressung kam langsam direkt auf das Schiff zu. Gerät das Schiff in diese entsetzliche Mühle, dann wehe ihm! Aller Augen hängen wie gebannt an dem furchtbaren Schauspiel, hilflos, machtlos muß man das Kommando über sich ergehen lassen. Da, etwa 10 Meter vom Bug entfernt, kommt die Pressung zum Stillstand — das Schiff ist gerettet.

Die Polarnacht ist von allen Beteiligten gut überstanden worden. Am 18. Mai tauchte zum letzten Male die Sonne am fernen nördlichen Horizont auf, und am 13. August, nach fast drei Monaten, traf der erste Strahl des freundlichen Tagesgestirns die im fernen Eismeer Eingeschlossenen wieder. Die lange Nacht suchte man mit allen möglichen Beschäftigungen abzukürzen; hauptsächlich wurde der Robbenfang betrieben, Jagd auf Pinguine, Seehunde abgehalten, Schlittenfahrten und Pferderennen veranstaltet und die wissenschaftlichen Mitglieder lagen ihren Beobachtungen und Arbeiten ob. Die vorzügliche Bibliothek, die an Reichhaltigkeit nichts zu wünschen übrig läßt, wurde auf das eifrigste benutzt und manches Mal hallten die Klänge des Klaviers und der Phonola wider, die kurz vor der Ausreise aus Buenos Aires die Firma Breyer Hermanos, Calle Florida, den Forschungsreisenden zur Erholung und zur Kurzweil in den langen Stunden der Winternacht geschenkt hat. Und gerade die Phonola hat den Forschern über manche Stunde hinweggeholfen, zumal unter allen sich keiner befand, der das Klavier zu spielen verstand.

Der Genuß des Robbenfleisches und der Lebern der Pinguine war eine solche Delikatesse für die Eingeschlossenen, daß sie sogar die Konserven stehen ließen. Oftmals ist dreimal am Tage Robbenfleisch und stets mit größtem Appetit verzehrt worden. Es scheint demnach ein ganz vorzüglicher Koch an Bord gewesen zu sein, denn von anderen Reisenden wird dem Fleisch dieser Tiere kein Geschmack abgewonnen.

Während der Gesundheitszustand aller im Allgemeinen ein vorzüglicher war und bis zuletzt geblieben ist, erkrankte Kapitän Vahsel im Juli 1912 an einem Herzleiden, das schon früher sich gezeigt hatte. Er mußte mehrere Wochen das Bett hüten. Als er dann einige Zeit wieder außer Bett gebracht hatte, stellte sich am 5. August ein Rückfall ein, der am 8. August den Tod durch Herzschlag herbeiführte. Am 10. August wurde er auf dem Polarkreis im Eise bestattet.

Als der 70. Grad südlicher Breite passiert wurde, beschloß Dr. Filchner eine Schlittenfahrt zu unternehmen und wählte zu seinen Begleitern Kapitän Kling und Dr. König. Es handelte sich nämlich darum, festzustellen, ob das viel unstrittene Morreyland, das von der Stelle, wo die „Deutschland“ sich befand, etwa 60 Kilometer westlich liegen sollte, wirklich existiert oder nicht. Im Jahre 1812 war es dort von Roß gesichtet worden, später aber war von Zweifel an seiner Existenz aufgetaucht. Diese Frage sollte jetzt endgültig gelöst werden. Die Vorbereitungen wurden getroffen und am 22. Juni die Fahrt angetreten. Mit 2 Schlitten, 18 Hunden, Proviant für 3 Wochen machte man sich auf den Weg, das ferne Ziel zu erreichen. Mit großem Pech begannen diese Fahrt schon nach 6 Kilometern brach der eine Schlitten, am nächsten Tage fror infolge

der strengen Kälte der Kompaß ein, sodaß für die Ortsbestimmung nur Mond und Sterne maßgebend waren. Auch das hohe Packeis gestaltete den Weg zu einem äußerst schwierigen, wodurch besonders den ersten zwei Tagen nur ein Vordringen von wenigen Kilometern in der kurzen Zeit der Dämmerung zwischen 11 und 1 Uhr möglich wurde. Später wurden die Eisverhältnisse günstiger, sodaß 15 bis 20 Kilometer pro Tag gemacht werden konnten. Am 27. Juni wurde der westliche Punkt erreicht. Es ward eine Lotung vorgenommen, aber infolge der primitiven Hilfsmittel brach der Grad, nachdem 1200 Meter abgelaufen waren. Doch das genügte, denn es bewies auf das deutlichste, daß kein Land sein konnte, ebensowenig konnte mit dem Fernglas Land gesichtet werden. Man beschloß daher, umzukehren und das Schiff, das inzwischen durch die Drift weiter abgetrieben worden war, wieder aufzusuchen. Diese Fahrt nach dem Schiff ins dunkle Ungewisse war auch einer der gefährlichsten Momente, denn die Gefahr war groß, das Schiff überhaupt nicht wieder zu finden. Die auf dieser Fahrt beobachtete niedrigste Temperatur betrug -- 39,8 Grad. Finger spitzen und Nase erfroren, das Cornedbeef war so hart, daß es mit einer Axt zerschlagen werden mußte, dazu gesellte sich ein entsetzlicher Durst, der sogenannte Polardurst. Endlich, am 29. Juni, sichteten die kühnen Männer in einer Entfernung von wenigen Kilometern das Schiff, das am 30. Juni erreicht wurde. Dort war man inzwischen um das Wohl der Abwesenden sehr besorgt gewesen und hatte sie schon als verloren angesehen. Um so größer war die Freude, alle wohlbehalten wieder an Bord zu haben, und auch die drei Herren waren glücklich, das schützende Schiff wieder erreicht zu haben. Die Drift des Schiffes hatte während dieser Zeit 157 Kilometer betragen, während die Schlittenexpedition Kilometer hin und her getrieben worden war. Der Erfolg der Schlittenexpedition aber war ein voller, ein Morreyland gibt es nicht.

Am 26. November war also durch Sprengung das Schiff von dem unbegrenzten Eisfeld gelöst, dieses und seine Bemannung aus der Umklammerung des gewaltigen Eisgürtels befreit worden, sodaß langsam durch treibende Eisschollen der Weg gen Norden gewonnen werden konnte. Seltener wurden allmählich die Schollen, am 17. Dezember war die Eisgrenze erreicht und am 19. Dezember langten die Teilnehmer an dieser wissenschaftlich so wichtigen und an Abenteuern so reichen Fahrt in Süd-Georgien an.

Buntes Allerlei.

Das Stambuler Zentralgefängnis. Aus Konstantinopel wird dem „B. L. A.“ geschrieben: Auf dem Sultan Achmed-Platz, wo sich der schöne, vom Kaiser gestiftete Mosaikbrunnen befindet, steht das Stambuler Zentralgefängnis. Kahle, nüchternen Mauern, mit beiden Seiten Trümmerfelder. Hier haben große Feuersbrünste alles vernichtet, und was dann noch stehen blieb, fiel dem Erdbeben zum Opfer. Ueber holpriges Pflaster fährt der Wagen bis vor ein altes Gittertor, das von einem Posten bewacht wird. Links führt eine hölzerne, wacklige

Treppe zum Verwaltungsgebäude hinauf, wo auch die politischen Gefangenen untergebracht sind, rechts ein anderes Gittertor zum eigentlichen Gefängnis. Ob ich einen guten Revolver bei mir habe, fragt mich mein Führer, der Chefkommissar Hassan-Bei, dessen Bemühen ich die sonst nur ungern gewährte Erlaubnis zum Besuche des Hauptgefängnisses verdanke. Er lächelt dabei, aber damit scheint es ihm doch nicht ganz Ernst zu sein, denn vier Aufseher müssen uns auf seinen Befehl begleiten. Ein weiter, von Menschen erfüllter Hof, zwei große Kastanienbäume, in der Mitte ein runder Brunnen mit steinerner Einfassung. Den „Ar's.okra'enhof“ nennt man diesen Teil des Gefängnisses, weil sich hier die besseren Elemente anhalten. Tatsächlich weisen die Gesichter der Leute manchmal recht intelligente Züge auf. Es ist warm heute, die meisten Gefangenen halten sich daher im Freien auf. An den Wänden sitzen sie, sprechen miteinander oder promenieren im Hofe umher. Eine Uniformierung gibt es nicht. Jeder trägt, was er gerade besitzt. Man darf diese Menschen nicht nach unseren Begriffen einschätzen. Neugierige oder gleichgültige Blicke treffen uns. Nur ganz vorn bleiben zwei ruhig auf ihren Plätzen. Das scheinen die Vornehmsten. Im Gegensatz zu ihren Gefährten, die am Boden kauern, haben sie sich zwei Strohstüchlein herausgeschleppt. Sie sind gut, fast elegant gekleidet. Sie nehmen von mir keine Notiz, obwohl ich sie mit Interesse betrachte, sitzen, rauchen eine Zigarette nach der anderen und starren in die Luft. Achmed und Nasim heißen sie und sind gemeine Mörder. Sie sind beide zum Tode verurteilt; aber mit der gleichen Ruhe, mit der sie ihr Opfer töteten, warten sie jetzt auf die Bestätigung des Urteils. Gearbeitet wird in diesem Hofe nichts. Rechts und links ziehen sich stallartige hölzerne Baracken, die Zellen. Hier schlafen und wohnen die Gefangenen. Auf der Erde Strohsäcke, ein paar alte Decken darauf, drinnen Kissen und Koffer, hölzerne Pantoffel, Geschür. Sobald sich das Auge an das Halbdunkel gewöhnt hat, erkennt es am Boden die Gestalten, die sich langsam aufrichten und zur Tür kommen. „Wieviel seid ihr hier?“ „Achtundfünfzig!“ In einem Raume, der noch keine sieben Meter lang und höchstens vier breit ist! Wie sie hier Platz finden, ist mir rätselhaft. Alles, Wände, Decke, Boden, die Schlafstellen, eine Symphonie in Grau. Alles Schmutz! Man begreift das Wort erst so genau, wenn man das hier sieht. Links im Hof stehen eine kleine Moschee und eine Kirche. Dazwischen führt ein zerfallenes Gemäuer weiter. Große Steine sind hier nebeneinandergeschichtet. Die stellen eine Treppe vor. Von den Wänden weht es feucht, in der Höhlungen der Steine sammelt sich Wasser, daß der darüberstehende Fuß ins Rutschen kommt. Rechts eine stark vergitterte Oeffnung, daneben eine Holztür mit viereckigem Ausschnitt. Hier sind die Allerschwersten. Dicht an das Gitter gepreßt, starrt ein schwarzer, verwilderter Kopf. Glanzlose dunkle Augen, die apathisch ins Weite blicken. Dahinter rührt sich etwas. Dann ein zorniges Knurren, Schreien, Klirren und Rasseln schwerer Ketten, bis der Aufseher an die Tür schlägt. Ich blicke durch den Ausschnitt in das Innere. Ein Loch! Buchstäblich nur ein dunkles Loch, wie ich es in den Südländern, wo es zur Aufbewahrung der Oelkrüge diente, oft sah. Ein paar schmierige Decken auf der Erde.



sonst nichts! Hier hausen sechs Menschen, mit schweren Ketten, ohne Licht, ohne Luft. Ich eile weiter, bis sich ein zweiter geräumiger Hof vor mir aufthut. Auch hier überall Menschen, stumpfe, verlorne Gesichter. Einige besonders wilde sind mit Ketten beladen. In der Mitte ist der Anblick etwas freundlicher: da wird gearbeitet. Aus blauer, weißer und roter Wolle werden kleine Decken, Schürze, Ueberzüge für Flaschen verfertigt. Ich habe die Gefängnisse in New York gesehen, in Paris, Wien, London, ich kenne auch die Kerker von Unteritalien. Etwas derartiges wie das Stambuler Zentralgefängnis sah ich noch nicht. Aber Hassan-Bei meinte: „Hätten wir Gefängnisse wie in Europa, die Verbrecher würden sich vermehren wie der Sand am Meere; denn ein solches Gefängnis schiene unseren Häftlingen keine Strafe, sondern eine Belohnung.“

Wie lange wächst der Mensch? Es ist eine weitverbreitete Ansicht, daß der Mensch mit dem 25., höchstens 30. Jahre „ausgewachsen“ sei. Soweit es sich um das Längenwachstum handelt, stimmt dies ungefähr; denkt man aber an das Körpergewicht, so ist die Annahme ganz falsch. Nach neueren Arbeiten Friedenthals, über die die „Naturwissenschaftliche Wochenschr.“ berichtet, nimmt der männliche Europäer bis zu seinem 50. Jahre zu. Die richtige Feststellung der Wachstumskurve ist sehr schwer. Das Maximum der Gewichtsvermehrung mit einer täglichen Zunahme von 40 Gramm liegt 10 Tage nach der Geburt. Im Alter von 135 Tagen beträgt die Zunahme noch 30 Gramm und im Alter von 1375 Tagen 4 Gramm. Von da an zeigt die absolute Zunahme unregelmäßige Schwankungen; sie währt bis zum Alter von 18.530 Tagen (etwa 43 $\frac{3}{4}$ Jahren) und beläuft sich dann noch auf durchschnittlich 1,4 Gramm am Tage. Das Maximum der prozentischen Zunahme liegt am Lebensanfang, also vor der Geburt, wo es durchschnittlich 1200 Prozent am Tage ausmacht. Von der ersten Zunahme nach der Geburt mit 1,2 Prozent täglich sinkt die Gewichtszunahme mit nur geringen Schwankungen. Das Wachstum des Menschen erfolgt nicht gleichmäßig, sondern zu ganz verschiedenen Zeiten erleiden die verschiedenen Organsysteme das Maximum ihrer Wachstumsgeschwindigkeit. Noch lange nach Beendigung des Gesamtwachstums können gewisse Organe eine erhebliche Zunahme der lebenden Substanz aufweisen. Vergleiche zwischen Menschen und Affen haben ergeben, daß die Gewichtskurve (und sicherlich auch die Wachstumskurve) der anthropoiden Affen nach den heute vorliegenden Daten mehr der Gewichtskurve des Menschen ähnelt, als der Gewichtskurve der niederen Affen.

Heirat als Strafe. Im Süden Englands gibt es eine Gegend, in der sich ein mittelalterlicher Brauch bis in die jüngste Zeit hinein erhalten hat. Hat ein junger Mann einem Mädchen das Eheversprechen gegeben, und wird er wortbrüchig, so erhält die Maid von dem Richter des Ortes drei Dinge ausgehändigt, mit denen sie den Ungetreuen entweder bestrafen oder wieder an sich ketten kann. Die drei Dinge sind: ein Schwert, ein Strick und ein Ring. Mit dem Schwert soll sie ihm den Kopf abschlagen, mit dem Strick ihn aufhängen. Will sie ihm aber das Leben lassen, so überreicht sie ihm den Ring, und — der Ungetreue muß sie zur Strafe für den Trenbruch heimführen.

Von der Lebewelt der Serviette. Dr. Satory und Dr. Langlois, die beiden Aerzte, die seit einiger Zeit planmäßig Gebrauchsgegenstände auf das Vorkommen von Mikro-Organismen untersuchen, sind jüngst bei der Serviette angelangt und sie haben hierbei wenig erbauliche Dinge gefunden. Frische Servietten enthalten gewöhnlich auf dem Quadratcentimeter zwei bis drei Keime. Die beiden Gelehrten haben nun die Servietten untersucht, die bei einem Akademikerdiner gebraucht worden waren und es stellte sich heraus, daß jede Serviette 8 bis 15 mikroskopische Lebewesen auf dem Quadratcentimeter enthielt. In vielbesuchten Restaurants dagegen finden sich viel mehr, nämlich bis zu 50 solcher Lebewesen auf dem Quadratcentimeter, in allen Fällen sind so gefährliche Keime, wie der Staphylokokkus, der Aspergillus und der Pneumobazillus darunter.

Der ermordete Defraudant. Vor einiger Zeit wurde aus Mailand gemeldet, daß der Millionär Graf Castiglioni in Mailand in geheimnisvoller Weise ermordet und einer großen Summe beraubt worden sei. Der einer Familie des Landadels angehörige Castiglioni war allerdings weder Graf noch Millionär, noch war die Ermordung in Mailand erfolgt. Castiglioni war Oberbuchhalter bei einem industriellen Unternehmen in Verona und besaß an eigenen Mitteln nur persönliche Ersparnisse, deren Höhe schwerlich einen Raubmörder reizen konnte. Das Geheimnisvolle dieses Mordes liegt vielmehr in anderen Umständen. Castiglioni verschwand eines Tages aus Verona mit einer Summe von 10.000 Lire in der Tasche, die nicht ihm, sondern dem Unternehmen gehörten, bei dem er angestellt war. Da mehrere Tage verstrichen, ohne daß man von ihm etwas gehört hätte, und da außerdem sein privater Lebenswandel nicht allzu geregelt war, so wurde angenommen, daß es sich um eine einfache Unterschlagung handle, und Castiglioni wurde steckbrieflich verfolgt. Nach vier Tagen wurde jedoch seine Leiche aus der Etsch gezogen, und es ergab sich unzweifelhaft, daß er durch Dolchstiche ermordet worden war, während die ganze Summe, die er bei sich trug, fehlte. Castiglioni selbst besaß keine großen Mittel, und niemand konnte wissen, daß er ohne jeden Grund an jenem Tage aus der Kasse seines Unternehmens widerrechtlich 10.000 Lire entnommen und in die Tasche gesteckt hätte. Man glaubt nun, daß Castiglioni das Geld hat unterschlagen wollen, daß er sich zu Fuß aus Verona entfernte, um vielleicht in einer kleinen Station die Eisenbahn zu besteigen, und daß er dabei von einem Mitwisser ermordet worden ist. Doch ist es trotz aller Nachforschungen bisher nicht gelungen, eine verdächtige Persönlichkeit zu ermitteln.

Die Frau an der Börse und beim Glücksspiel. In den letzten Jahren ist die Zahl der Frauen aus der vornehmen englischen Gesellschaft, die an der Börse spielen, erschreckend gewachsen; die Börsenspekulation ist in der Frauenwelt geradezu zur Mode geworden, und schon viel häusliches Unglück ist durch die geringe Widerstandskraft gegenüber dieser unseligen Leidenschaft hervorgerufen worden. Eine englische Wochenschrift veröffentlichte kürzlich die Äußerungen der einzigen Londoner Geschäftsfrau, die als Börsenmaklerin tätig ist und die nach ihren Erfahrungen mit ihren weib-



lichen Kundinnen gefragt wurde. „Die Frauen,“ so äußerte sich Mrs. Brooke, „neigen viel mehr zum Glücksspiel als die Männer im allgemeinen. Sie haben von Natur aus eine Vorliebe für abenteuerliche Wagnisse. Und sie strahlen, wenn sie Gewinne machen. Aber wenn sie verlieren, ist mit ihnen schwer auszukommen, und gern versuchen sie, sich über ihre Verpflichtungen hinwegzusetzen.“ Und dieselben Erfahrungen hat eine Mrs. Barrett Jones machen müssen, die es längst zu einem Geschäftsprinzip erhoben hat, nie mehr Frauen bei Spekulationen an der Börse zu unterstützen oder zu beraten. „Nie wieder in meinem Leben,“ sagte sie, „trete ich in Geschäftsverbindung mit einer Frau, die an der Börse spielt. Ich habe meine Erfahrungen gesammelt. Die Frauen sind anders als die Männer. Natürlich gibt es auch Männer, die sich den Folgen ihres Spieles zu entziehen wissen. Aber in der Regel nimmt der Mann das Risiko auch voll auf sich, und wenn er Pech hat, trägt er sein Schicksal mit einer gewissermaßen sportmännischen Ruhe; die Frau aber, die beim Börsenspiel verliert, will die Verantwortung abwälzen und überhäuft dann den Makler mit Vorwürfen.“ Doch die Spielleidenschaft der englischen Frauen beschränkt sich nicht auf die Börse; auch auf dem grünen Rasen, im Rennsport und bei den Buchmachern sucht sie die Gelegenheit, die aufregenden Genüsse und Leiden eines erfüllten Spieltriebes durchzukosten. Einer der bekanntesten Londoner Buchmacher, den man kürzlich befragte, räumte ein, daß die Zahl der Frauen, die am Totalisator spielen und große Rennwetten eingehen, während der letzten drei Jahre sich verzwanzigfacht habe. Und zwar gehen die so plötzlich von der Spielleidenschaft gepackten Engländerinnen leicht über den Rahmen ihrer Verhältnisse hinaus. Im vergangenen Sommer verlor eine Londoner Dame an einem Renntage 120.000 Kronen. Dabei haben die Frauen auf dem grünen Rasen im allgemeinen wenig Glück. Im Gegensatz zu den Männern aber, die ihre „Ehrenschnlden“ prompt bezahlen, sind sie den Buchmachern gegenüber gewöhnlich skrupellos, und sobald ein größerer Verlust eintritt, verschanzen die Frauen sich gerne hinter das Gesetz, das gewisse Formen von Rennwetten verbietet.

Humoristisches.

Humoristisches aus dem deutschen Fliegerleben. Hellmuth Hirth erzählt in seinen unlängst erschienenen Erinnerungen äußerst humoristische Episoden aus seinem Fliegerleben. Viel Spaß haben ihm die ängstlichen Passagiere gemacht. „Es ist interessant,“ erzählt Hirth, „die einzelnen Passagiere in ihrem Verhalten zu beobachten. Besonders ängstliche Herren, denen man ansieht, daß sie im letzten Augenblick gern zurücktreten würden, sich aber doch nicht gern blamieren möchten, halten sich in der Luft so krampfhaft fest, daß mancher Fingernagel daran glauben muß. Ich habe schon bemerkt, daß diese Herren sich völlig ruhig verhielten, solange sie sich in ihrer Weise anklammerten. Ließen sie die Hand aber los, um die unrichtig sitzende Schutzbrille oder die Mütze festzuhalten, so fahren sie meistens bei der geringsten Bewegung des Flugzeuges hastig an einen Stützpunkt, und häu-

fig hörte ich sie aufatmen, wenn sie wieder etwas Sicheres wenigstens in den Händen hätten. — Abjunger Flieger nahm ich auch Damen im Flugzeug mit, doch machte ich mit ihnen sehr schlechte Erfahrungen. Im Fluge selbst verhalten sie sich meist ganz ruhig oder sind andauernd mit ihren Haaren beschäftigt, wenn sie diese nicht vorher absolut befestigt hatten. Es passierte mir einmal, daß ich alle Augenblicke mir den Arm vor das Gesicht halten mußte, weil sich Locken von ihrer Inhaberin in kurzen Zwischenräumen trennten und mir ins Gesicht flogen. Ich konnte hierbei kaum noch ans Fliegen denken, sondern war nur gespannt darauf, wann die nächste käme. Auch war ich wegen meines Höhensteuers besorgt, denn es ist nicht so unbedenklich, falsche Locken in die Steuerzüge zu bekommen. Bei einer anderen Dame, die echte Locken hatte, lösten sich die Haare, die nun wie Schlangen um ihr Haupt schlugen, so daß ich mir vorkam, wie einer, der beauftragt war, eine der Furien durch die Lüfte zu tragen, um einen Mörder zu verfolgen. — Bei starken Böen oder im Gleitfluge sind manché Passagiere sehr unruhig, und einige haben ja bei solchen Gelegenheiten schon die Aluminiumkarosserie verbogen. — Zu den heiteren Abenteuern meines Fliegerlebens gehört eine Geschichte, die sich auf meinem Fluge München—Berlin zutrug. Ich überflog einen Ort, als gerade Jahrmarkt abgehalten wurde, zu dessen Sensationen auch eine Menagerie mit wilden Tieren gehörte. Plötzlich sahen mich einige Frauen und schrien: „Ein Flieger kommt!“ Die Umstehenden verstanden, was ihnen vielleicht näher lag „Ein Tiger kommt“, und mit dem Zusatze: „Rettet euch!“ jagte alles, was Beine hatte, aus- und durcheinander. Ich erfuhr davon durch eine Zuschrift.

Der Erbfehler. Ein sehr lebenslustiger Doktor in den besten Jahren ist glücklicher Vater von zwei hübschen Töchtern im Alter von vierzehn und sechzehn Jahren. Durch Zufall erfährt man eines Tages, daß die jüngere Tochter sich mit einem Gymnasiasten ein Stelldichein gegeben. Der Vater nimmt sich sein hoffnungsvolles Töchterchen vor, macht ihm ernste Vorstellungen und ermahnt es, sich ein Beispiel an seiner sittsamen älteren Schwester zu nehmen. Hierauf entgegnet die kleine Eva: „Ja, weißt du, Papa, die Erna ist auch mehr der Mama nachgeschlagen; ich aber komme mehr auf dich hinaus.“

Ein Beispiel. Die Kompanie hat Unterricht im Feldwachdienst. Es werden die Fälle behandelt, in denen der Posten einzelne Personen passieren lassen oder zur Feldwache schicken muß, also eigene Patrouillen, Ueberläufer, Parlamentäre usw.; auch „Offiziere mit geringer Begleitung“ kommen dabei in Betracht. Was er sich unter den letzteren vorstelle, wird ein Musketier gefragt, und der Biedere antwortet: „Zum Beispiel der Herr Hauptmann in Unterhosen!“

Die Glückliche. Die eine: „Ihre Tochter ist wohl recht glücklich in ihrer Ehe?“ — Die andere: „Ja, das ist sie. Ihr Mann hat tatsächlich Angst, in ihrer Gegenwart den Mund aufzumachen.“

Unerwartetes Resultat. Schicke ich meine Tochter zu ihrer Ausbildung in die Pension, und ein- gebildet kommt sie mir wieder.

